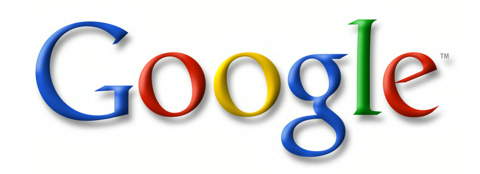
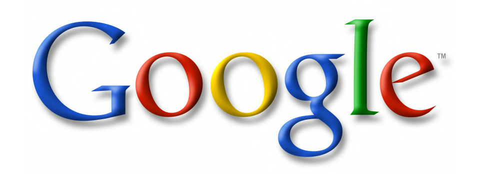
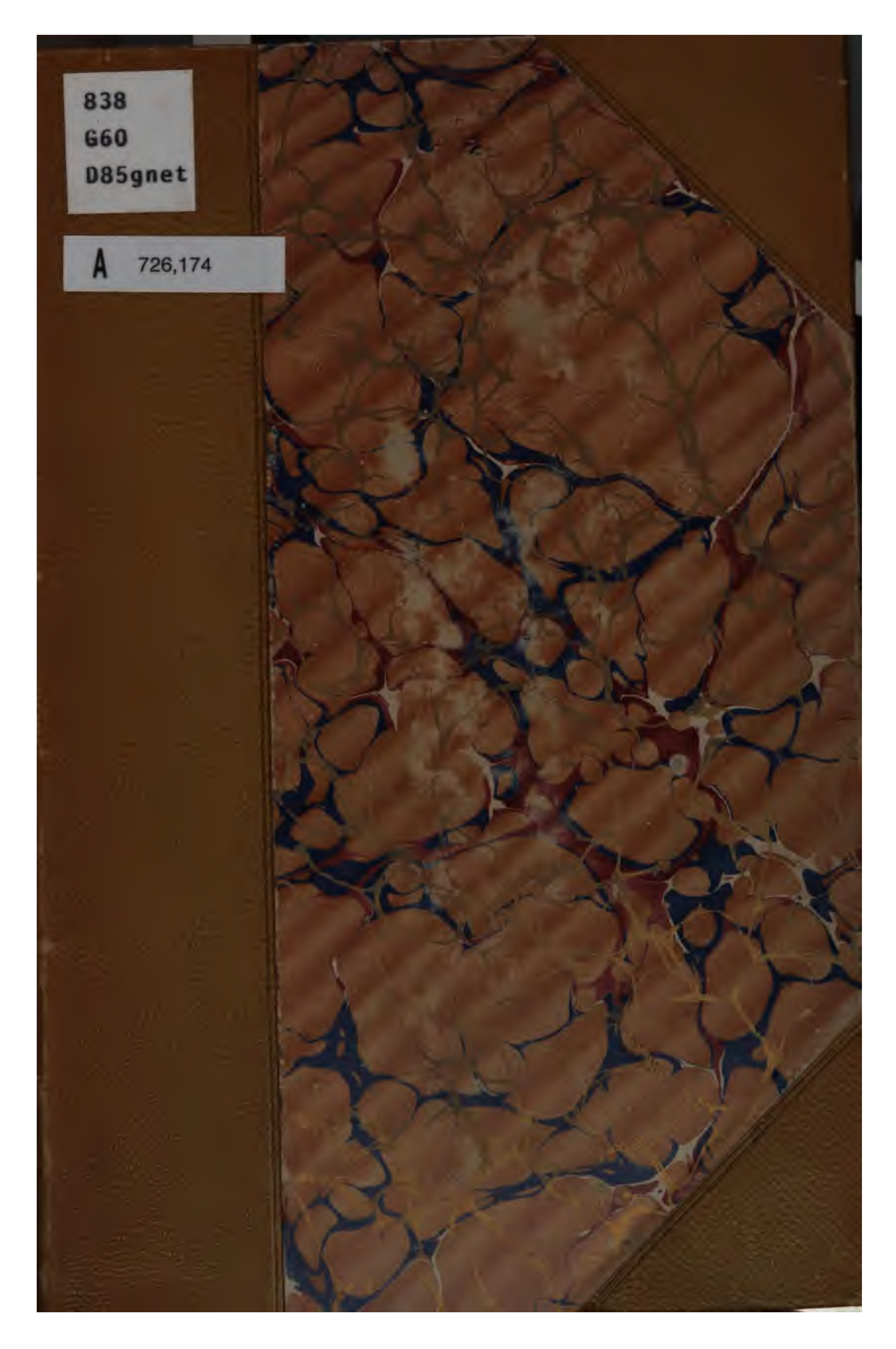
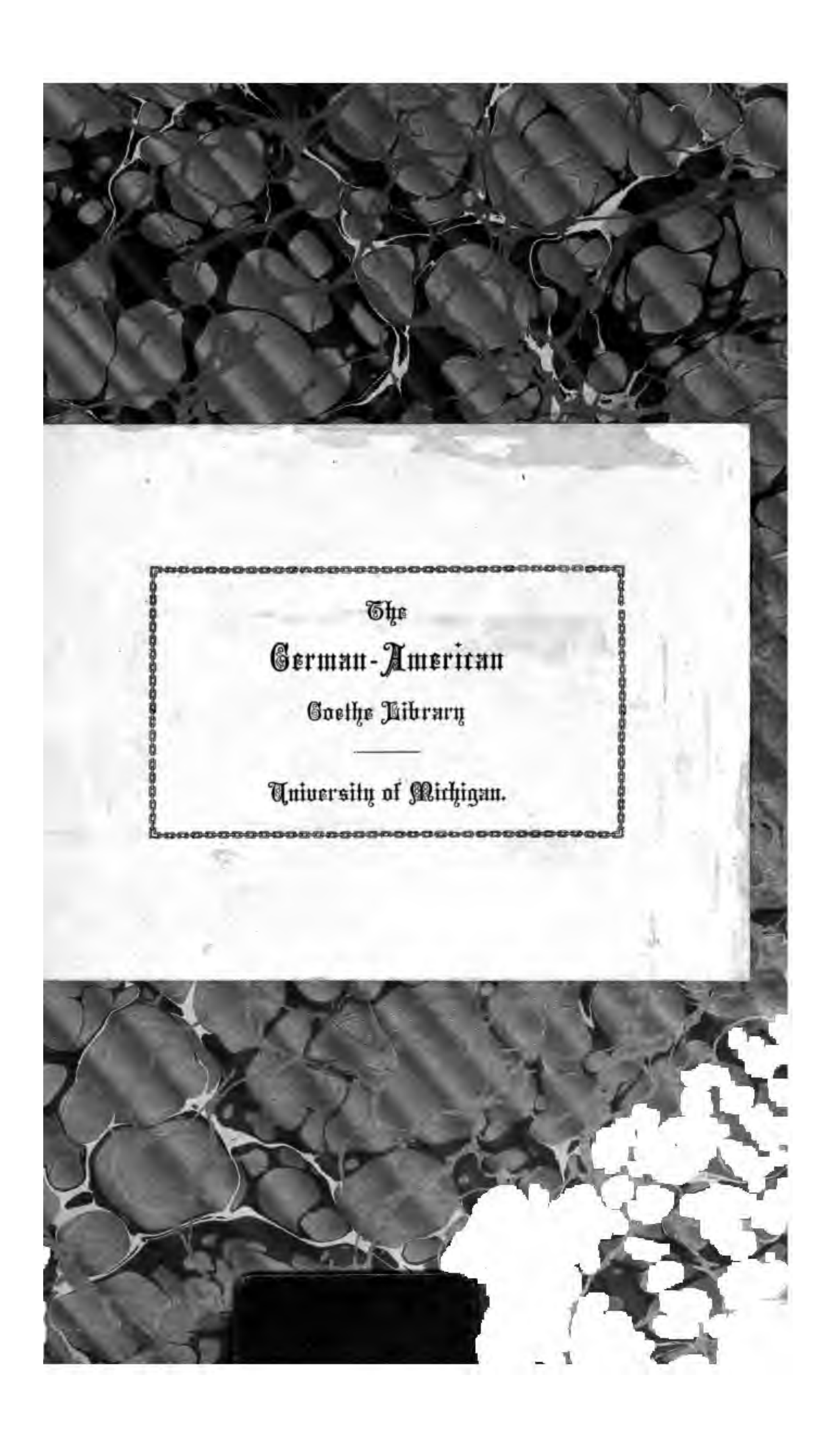
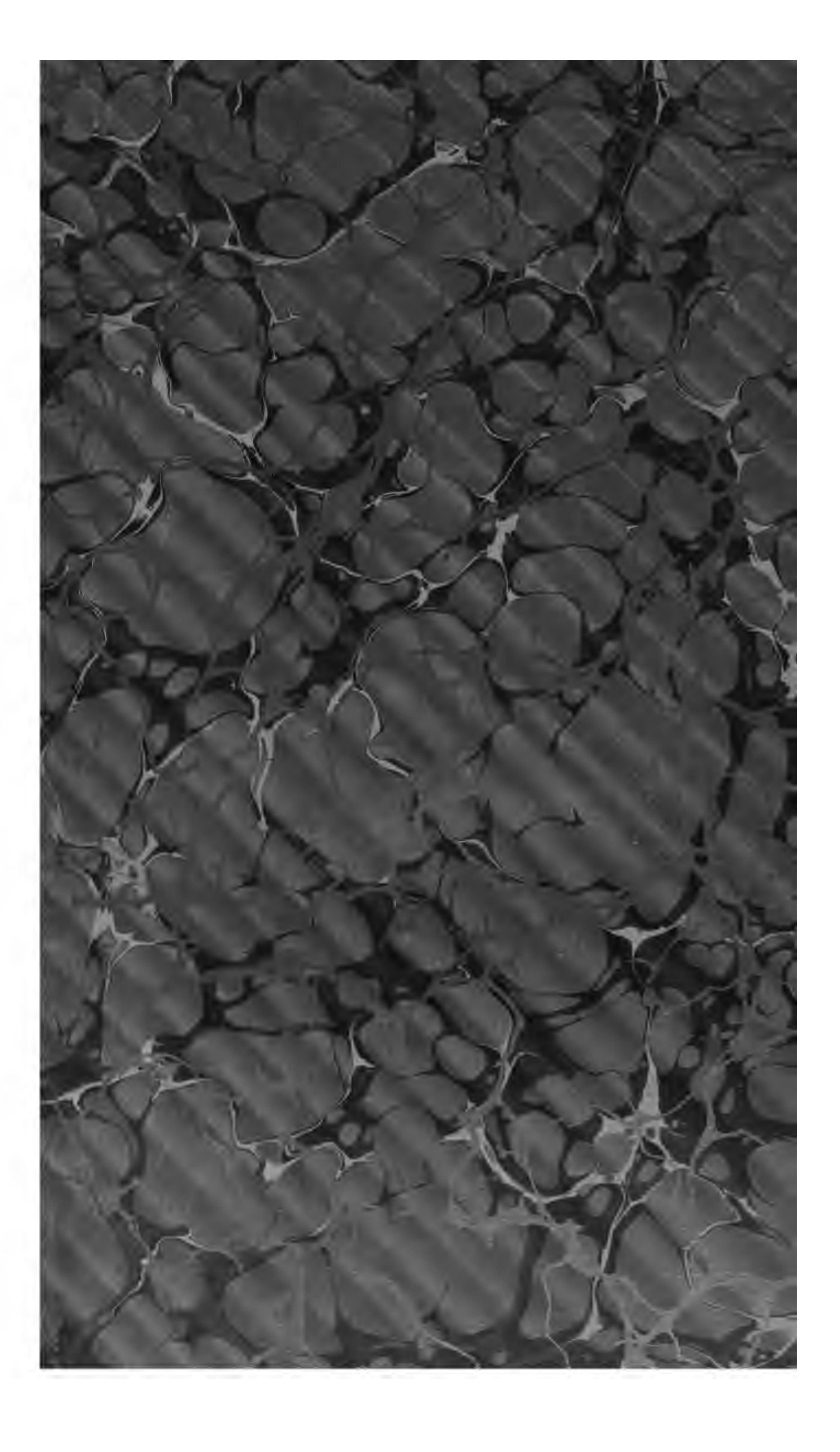



Google



838
G60
D85gnet
A 726,174


The
German-American
Goethe Library
University of Michigan.



Goethes Stammbäume.

Eine genealogische Darstellung

von

Heinrich Düntzer.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.

58
40
15or +

Vorrede.

Es ist mehr als Neugier, es ist reiner, liebevoller Anteil, wenn wir von der leiblichen Herkunft geistiger Größen in Leben, Kunst und Wissenschaft nähere Kunde wünschen, wie wir von der eigenen Vorfahren Sein und Leben wissen möchten, wie man von jeher die Ahnenbilder gern um sich versammelt hat, ja die einst die Welt beherrschenden Römer ließen selbst die Toten auf dem letzten Wege von ihnen begleiten. Dieser Trieb ist so natürlich, daß er auch ohne die Absicht besteht, in den Ahnen Ähnlichkeiten und vererbte Eigenheiten zu entdecken. Von Goethes Leben wissen wir so viel, daß wir auch in seiner Familie heimisch zu werden verlangen; besonders seit das Bild seiner Mutter so mächtige Anziehungskraft in weitesten Kreisen gewonnen hat. Ragen ja auch die beiderseitigen Verwandten noch sehr weit in des Dichters Leben hinein, so daß die Kunde von ihnen die lückenhafte Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" glücklich ergänzt und berichtigt.

Merkwürdig ist es, daß sein väterliches und mütterliches Geschlecht, das eine aus dem Norden, das andere aus dem Süden, beide Anhänger der vor hundertundsiebzig Jahren die Geister befreienden Lehre des Sohnes des thüringischen Bergmanns, fast zu derselben Zeit in die Nähe

des Rheines nach der protestantischen Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt am Main kamen, wo sechzig Jahre später von ihren Nachkommen der Ehebund geschlossen wurde, dem Deutschlands dichterischster Dichter entsprießen sollte. Aus einer thüringischen Handwerkerfamilie stammte der väterliche Großvater Friedrich Georg Goethe, der sehr frühe als Schneidergeselle Artern verließ, um in der Welt sein Glück zu machen. Er arbeitete in mehreren Reichs- und anderen Städten, zuletzt längere Zeit in Frankfurt, aber von dort trieb es ihn nach Paris, der Beherrscherin des Geschmackes, wo er viertehalb Jahre sich ausbildete, um dann in Frankfurt als Schneidermeister sich niederzulassen. Im Dezember 1686 ward er Bürger, heiratete darauf eine Bürgerstochter und gelangte als tüchtiger Schneidermeister und gewandter Mann zu beträchtlichem Wohlstand. In zweiter Ehe verband er sich mit der noch rüstigen Witwe eines Gastwirtes, gab sein Handwerk auf und widmete sich mit bestem Erfolge der Gastwirtschaft. Seinen Lieblingssohn bestimmte er zum Rechtsstudium, das den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnete. Vier Jahre nach der Niederlassung des Schneidermeisters Goethe berief der Rat der Reichsstadt als ersten Syndikus und Konsulenten den ersten Rechtslehrer der Hochschule zu Heidelberg, Johann Wolfgang Textor, den Sohn eines fürstlichen Kanzleidirektors zu Neuenstein im württembergischen Franken, das größtenteils im Besitze verschiedener Zweige des Hohenlohischen Fürstengeschlechtes sich befand. Auch die seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nachweisbaren Vorfahren des Neuensteiner Kanzleidirektors hatten im Dienste dieser fränkischen Herren gestanden. Johann Wolfgang war frühe seinem Vater in der Stelle als Kanzleidirektor gefolgt, aber er fühlte

den Trieb als akademischer Lehrer und Schriftsteller in weitern Kreisen zu wirken. Man berief ihn nach der Hochschule zu Altorf, dann bei steigendem wissenschaftlichen Ansehen nach Heidelberg. Ein Enkel des Frankfurter Syndikus, der noch in seiner amtlichen Stellung schriftstellerisch sich ausgezeichnet hatte, sein Pate (er war 1693 in Frankfurt geboren) wurde mit Verletzung der Wahlordnung während seiner Abwesenheit (er war Kammeradvokat in Wetzlar, wo er auch geheiratet hatte) im Jahre 1727 in den Frankfurter Rat gewählt. Vier Jahre später rückte er auf die Schöffenbank. Als der Sohn des früheren Schneidermeisters, späteren Gastgebers Goethe, der wirkliche kaiserliche Rat Dr. Johann Kaspar Goethe im Jahre 1748 die Hand der ältesten Tochter von Johann Wolfgang Textor erhielt, bekleidete dieser die höchste Stelle der Reichsstadt.

Ein möglichst ausgeführtes Bild der bedeutendsten Männer beider Geschlechter zu geben und zugleich den weiten Kreis der Goetheschen Verwandtschaft vorzuführen, ist hier versucht worden. Ich glaube damit eine von vielen Verehrern des Dichters empfundene Lücke ausgefüllt zu haben, da die bisherigen Mitteilungen an verschiedenen Orten zerstreut und noch keineswegs zum Abschluß gelangt waren, eine leicht übersichtliche Zusammenstellung und Ergänzung ein Bedürfnis scheint. Über das Geschlecht Textor habe ich im Jahre 1888 in den „Grenzboten" umfassende Auskunft gegeben. Seit dieser Zeit sind manche ergänzende und berichtigende Mitteilungen gemacht worden, und ich selbst habe meine Forschung fortgesetzt, so daß jetzt keine wesentliche Lücke sich finden dürfte. Ganz neu ist die Darstellung des Geschlechts Goethe, wo es sich besonders um Goethes Großvater und Vater handelte;

die übrigen Verwandten verflochten sich größtenteils in ihre Schilderung, insofern sie mit diesen in Verbindung traten oder zu ihrer Zeit, zum Teil unliebsames Aufsehen in Frankfurt erregten. Braunfels, Grotefend, Holthof, Pallmann u. a. haben sich auf diesem Gebiete besonders verdient gemacht. Persönlich hat mich Pallmann zu hohem Dank verpflichtet, der mit so großer Gefälligkeit wie Kenntnis meine Fragen beantwortete, da hier so manche Lücke sich fand, die durch urkundliche Angaben ergänzt werden mußte. Auch dem Herrn Bibliothekar Dr. Ebel in Gießen, Archivrat Dr. Veltmann in Wetzlar und Oberbibliothekar Dr. Wustmann in Leipzig bin ich für freundliche Auskunft verpflichtet. Zu einer gerechten Würdigung von Goethes väterlichem Großvater, diesem thatkräftig wirkenden, so geschmiegigen wie redlich strebsamen, selbstbewußten Manne, und dem neuerlich von Arvède Barine so unverständig verunglimpften wohlmeinenden, würdigen, liebevoll für die Seinigen besorgten Vater, dem Wolfgangs genialer Drang so viele Not machte, ja das Glück seines Alters zerstörte, hoffe ich wesentlich beigetragen zu haben. Im beigefügten Personenverzeichnisse, das auch ein paar Berichtigungen enthält, dürfte die übersichtliche Darstellung der Verwandtschaft unter Goethe, Textor, Melber, Schuler, Starck, Schlosser und Nicolovius zum Handgebrauch willkommen sein. Und so möge diese lange von mir gehegte Arbeit bei den Verehrern des Dichters eine gute Stätte finden!

Inhalt.

I.

Das Geschlecht Textor.

1. Vom Hohenlohe-Weikersheimschen Beamten Georg Weber bis zum Tode des Frankfurter Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor.

Den Vorfahren Goethes von väterlicher Seite hatte man bereits sorgsam nachgespürt, ja sie bis in die Zeiten hinauf zu verfolgen gesucht, aus welchen uns keine Überlieferung leuchtet, als ich im Jahre 1888 dem bisher weniger beachteten mütterlichen Stamme des großen Frankfurter Dichters zuerst in einem ausführlichen Aufsatze der „Grenzboten" eine eingehende Untersuchung widmete. Sehr dankenswert waren freilich die Mitteilungen des gründlichen früheren Frankfurter Stadtarchivars G. L. Kriegk im Anhange zu der bedeutenden Schrift „Die Brüder Senckenberg" (1869), sie beschränkten sich aber fast allein auf Goethes Großvater und schlossen keineswegs ab, ja gegen Goethes Großvater nahmen sie den leidenschaftlichen Ankläger in Schutz. Wertvoll war auch die Mitteilung des Textorischen Stammbaums in dem verdienstlichen Werke der Frau Maria Belli geborene Gontard: „Leben in Frankfurt am Main" X, 145 ff., doch reichte dieser nur bis zu den Kindern und Schwiegerkindern von Goethes Großvater, bedurfte noch vieler Erläuterungen, Ergänzungen und Berichtigungen; auch gewährte

er keine volle Einsicht in die Geschichte des Textorischen Geschlechts. Die zahlreiche Verwandtschaft, mit der Goethe mehr oder weniger verkehrt hat, zu kennen, ist für sein Leben nicht ohne Bedeutung. Von dem Stammbaum lag mir eine etwas abweichende Abschrift durch die Güte der Frau Dr. Maria Melber vor; noch wichtiger war es, daß Herr C. W. Textor mir den bis zur Gegenwart fortgesetzten Stammbaum des Schöffen Johann Jost Textor zur Verfügung stellte. Die Stammbäume der anderen Kinder des Schultheißen Textor waren verkommen. Glücklicherweise übernahm der jetzige Frankfurter Stadtarchivar Herr Dr. R. Jung auf meinen Wunsch die sehr mühevolle und zeitraubende Nachforschung über diese. Auch in mancher anderen Beziehung hatte ich mich seiner erfolgreichen Auskunft, ja einer freundlichen Durchsicht meiner Arbeit zu erfreuen. Außerdem wurde mir die Unterstützung von manchen anderen Seiten zuteil, besonders von den Herren C. W. Textor und Dr. W. Stricker. Bei der vorliegenden neuen Bearbeitung sind alle unterdessen ans Licht getretenen neuen Beiträge benutzt; auch habe ich für manche Mitteilung der Herren Dr. Alex. Dietz, Dr. Heinrich Pallmann in Frankfurt und Prof. O. Crusius in Tübingen zu danken.

Der Stammbaum führt uns nach dem weingesegneten, reizend gelegenen Städtchen Weikersheim am Einfluß des Vorbachs in die Tauber in der Grafschaft Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen. Dort lebte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Georg Weber, der bereits, wenn die Überlieferung richtig ist, nach der von Goethes Liebetraut verspotteten Unart der Zeit, sich ins Lateinische übersetzt hatte. Hiernach dürfte er ein Gelehrter der Zeit gewesen sein, der in Diensten des Grafen Georg von Hohenlohe-Weikersheim stand, und dessen Vater gleichfalls den Namen Georg führte. Nach dem 1581 erfolgten Tode jenes kinderlos verstorbenen

Grafen fiel Weikersheim an dessen älteren Bruder Ludwig Kasimir, der die Neuensteinische Linie stiftete. Diese war lutherisch, dagegen die Waldenburgische seines Bruders Eberhard katholisch. Ein Sohn des Georg Textor, Namens Wolfgang, starb am 14. Januar 1650 zu Neuenstein als Kanzleidirektor des Grafen Hohenlohe-Langenburg Gleichen-Neuensteinischer Linie, welches Amt er dreißig Jahre bekleidet hatte. Seine erste Ehe mit Elisabeth Margareta Breuning, der Tochter des Burggrafen von Neuenstein, blieb kinderlos; aus der zweiten, die er in späteren Jahren mit Magdalena Praxedis Enslin schloß, der Tochter des Hohenlohe-Neuensteinischen Rats und Kanzleisekretärs, gingen drei Kinder hervor: Sophie Praxedis, die einen Hohenlohe-Neuensteinischen Rat Johann David Schegk heiratete, Johann Wolfgang und der im Stammbaum übergangene Johann Siegfried. Der am 20. Januar 1638 geborene Johann Wolfgang verlor den Vater schon vor Vollendung seines zwölften Lebensjahres. Als er 1653 in seinem sechzehnten Jahre die Hochschule bezog, wählte er nicht die vor einundzwanzig Jahren von Nürnberg gegründete im nahen Altorf, sondern zog nach dem altberühmten Jena; denn echt wissenschaftlicher Sinn beseelte ihn, sein Verlangen war auf eine höhere akademische Stellung gerichtet.*) Zwei Jahre später wandte er sich nach Straßburg, dessen Hochschule freilich nur ein Jahr älter war als die von Altorf, aber bedeutenderen Rufes genoß. 1658 trat er als Praktikant beim Reichskammergericht zu Speier ein. Dort erhielt er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre einen Ruf zu der von seinem Vater bekleideten Stelle in Neuenstein als gräflich Hohenlohischer

*) Ein lateinisches Gedicht von ihm hat v. Biedermann in der Gedichtsammlung des Georg T. Francus entdeckt. Gerade in Jena ward die lateinische Dichtung fleißig geübt, blühte ja dort eine societas Latina.

Rat und Kanzleidirektor, die er nur als Durchgang zu einem höheren wissenschaftlichen Wirken betrachtete. In Straßburg erwarb er sich am 9. April 1663 nach Verteidigung einer Abhandlung: „De remediis adversus sententiam competentibus“, die juristische Doktorwürde. Einige Wochen später, am 12. Mai (in einer anderen Abschrift wird der März genannt), vermählte er sich mit der zwei Jahre jüngeren, am 10. Juli 1640 geborenen Anna Maria Priester, der Tochter des Superintendenten Magister Wolfgang Heinrich Priester in Feuchtwangen. Nachdem er im Auftrage seines Grafen mehreremal nach Wien gereist war, erhielt er am 23. April 1666 die Professur der Institutionen an der Universität Altorf, wo er nicht ohne Beifall las, auch eine große Zahl Abhandlungen über römisches und deutsches Recht schrieb und verteidigte. 1667 erschien sein bedeutender „Tractatus juris publici de vera et varia ratione status Germaniae modernae“. Ein besonderer Abschnitt handelte von der Vereinigung der drei im deutschen Reiche zugelassenen Religionen. Die Vereinigung war den sogenannten Rechtgläubigen ein Dorn im Auge, weshalb sie alle Mittel in Bewegung setzten, die Freunde derselben zu verketzern; als Greuel verfolgten sie die von ihnen als Synkretismus geschmähte Lehre, das apostolische Glaubensbekenntnis enthalte die Grundlehren des Christentums und auf ihm beruhe der so teuer erkaufte Religionsfriede. Textor hatte aus seiner Ansicht schon früher kein Hehl gemacht, wodurch er es mit seinem Amtsgenossen, dem Glaubenszänker Johann Weinmann, zu thun bekam. Dieser regte, weil der Nürnberger Magistrat den Altorfer Professoren den Streit darüber verbot, die Straßburger gegen Textor auf. Da verteidigte denn ein gewisser G. Barthold Schragmüller unter Dr. Sebastian Schmid in Straßburg eine Abhandlung, deren Titel schon den frommen Klopffechter verrät: „Syncretismus nonneminis de-

tectus et enectus". Textors unter dem Namen eines Vincentius Ambrissetus im Jahre 1670 geführter Gegenhieb hatte die erbauliche Devise: „Nonnemo a nonnemine in causa syncretismi insulse detecti et insulsius enecti confutatus". Der Gegner ließ nicht nach; unter dem Vorsitze des Magisters J. Joachim Zentgraf verteidigte er die von diesem geschriebene „Iterata detectio et confutatio syncretismi". Da wurde Textor noch aufgeregter; er antwortete in gröbster Weise im Jahre 1671 mit seinem „Telum defensivum in quendam J. J. Zentgrafium, hominem magistellum, impudenter calumniantem ac juste vapulantem pro Vinc. Ambrisseto evibratum a Justo Vindicio Severiano". Als aber Zentgraf mit einer Verteidigung der „Iterata detectio" auftrat, die auf dem Titel Textor mit Namen bezeichnete, ließ dieser den unebenbürtigen Kläffer seiner Wege gehen. Seine Vorlesungen hatten sich steigenden Beifalls zu erfreuen. Auch der jüngere Bruder, welcher in Straßburg seine Studien begonnen hatte, kam nach Altorf, um ihn zu hören. Von diesem Bruder finde ich nichts weiter, als daß er in Nürnberg angestellt wurde und als Rektor der Schule zu St. Lorenz im Jahre 1704 starb. Unser Johann Wolfgang erhielt zu Altorf im Jahre 1670 die Professur der Pandekten und wurde Konsulent der Reichsstadt Nürnberg. Der Streit hatte seinem Rufe nicht geschadet; stand er doch hier auffeiten der freien Geister, die das unselige religiöse Gezänk als Störung des christlichen Friedens im deutschen Reiche bekämpften. Darin stimmte er wesentlich, wie wir sehen werden, mit seinem Enkel und mit dessen Enkel, unserem Goethe, überein, die denselben Grundsatz im Sinne ihrer Zeit verfochten. Dies erinnert uns daran, daß einer der Vorfahren Lessings zwei Jahre nach unserm Textor zu Leipzig öffentlich seine politische Abhandlung „De religionum tolerantia" verteidigte, welche der Obrigkeit die Pflicht auflegte,

die abweichenden christlichen Bekenntnisse, die im Reiche zugelassen seien, des öffentlichen Friedens wegen zu dulden. Dieser Lessing war trotz seiner Verteidigung friedlicher Duldung ein gläubiger Lutheraner, der sich später als würdiges Oberhaupt der Stadt Kamenz so beliebt wie verdient machte; und sein Enkel war der große „Freigeist“ Lessing, der diesen Namen im besten Sinne des Wortes auf alle Zeiten adeln wird.

Daß unser Textor im römischen Rechte stark beschlagen war, er das Corpus juris fast auswendig wußte, will wenig sagen, er durchdrang es mit klarem Geiste; auch das deutsche Recht und die Zustände des Reiches lagen ihm am Herzen, ja er gehörte mit zu den ersten Rechtsgelehrten, welche das Völkerrecht wissenschaftlich zu begründen suchten. Auch als Professor der Pandekten blieb er schriftstellerisch unausgesetzt thätig. So war es denn sehr natürlich, daß andere Hochschulen auf ihn ihre Blicke richteten. Schon am 10. Mai 1673 berief ihn der Kurfürst von der Pfalz als ersten Rechtslehrer und Beisitzer des Hof- und Ehegerichts nach dem schönen Heidelberg. Von seinen fünf Kindern war nur noch das zweite, sein Sohn Christoph Heinrich, am Leben geblieben. Auch in Heidelberg entfaltete er als Lehrer und Vertreter der Hochschule wie als Schriftsteller eine so mannigfaltige wie erfolgreiche Thätigkeit. Gegenüber der 1676 verfügten Beschlagnahme seiner „Theses de jure religionis“ trat er im folgenden Jahre mit einer „Disputatio de jure ecclesiastico“ auf. 1680 ließ er in Basel eine „Synopsis juris gentium“ erscheinen. 1688 wurde er am Hof- und Ehegericht Vizehofrichter und stellvertretender Vorsitzer.

Doch auch Heidelberg sollte ihn nicht dauernd fesseln. Am 18. Dezember 1690 berief ihn die Stadt Frankfurt, obgleich er nicht Bürger war, zu ihrem ersten Syndikus und Konsulenten. Schon den 31. März 1691 trat er sein neues wich-

tiges Amt an. 1693 vermählte er sich in zweiter Ehe mit einer Tochter des Schöffen Phil. Nik. Fleischbein. Auch in seiner neuen Stellung unterließ er nicht, mit bedeutenden wissenschaftlichen Werken hervorzutreten, die zum Teil, wie auch frühere, nach seinem Tode wieder aufgelegt wurden. So lieferte er 1693 die „Decisiones Electorales Palatinae", 1697 das für die Reichsgeschichte bedeutende „Jus publicum Caesareum", 1698 eine Sammlung seiner „Disputationes academicae", endlich 1701 sein „Jus publicum Statuum Imperii". Kurz vor Schluß des letztgenannten Jahres, am 27. Dezember, setzte ein Schlagfluß seinem rastlos thätigen Leben ein Ende. Den 29. ist „der Hocheble und gestrenge Herr Johann Wolfgang Textor, ICtus und Syndicus primarius in die St. Katharinenkirche mit sieben Kutschen begraben und keine Leichenrede ist gehalten worden". Die Art seines Begräbnisses hatte er wohl letztwillig bestimmt. Die Zahl der zum Zwecke der Begleitung ausgestatteten, der Leiche nachfahrenden Kutschen bezeichnete damals Vornehmheit der Bestattung; die Beschränkung auf sieben deutete auf Vermeidung eiteln Prunkes. Auch gelobt wollte er nicht sein von solchen, die seine Bedeutung nicht verstanden, ihm wohl gar wegen seiner freien Ansichten feindlich waren.

Sein um 1665 in Neuenstein geborener Sohn Christoph Heinrich trat nicht in die Fußtapfen des Vaters. Er promovierte zu Altorf, wie es damals dort gebräuchlich war, als Licentiat. Da sein Vater unterdessen nach Frankfurt berufen worden war, sandte er im März 1692 dem dortigen Rate seine Abhandlung „De foro austregali" ein, wofür er das übliche Geldgeschenk von zehn Dukaten erhielt. Statt sich unter die Advokaten aufnehmen zu lassen, heiratete er. Am 4. Mai 1693 verband er sich mit der achtundzwanzigjährigen Maria Katharina, Tochter des mit Anna Maria Walter vermählten

Handelsmanns und Ratsherrn Johann Nikolaus Appel, von dem er wohl das Haus auf der Friedberger Gasse erbte, das wir im Besitze von Goethes Großvater finden. Es war ein einstöckiges Wohnhaus mit einem großen, nach der Straße zu sich verengenden Vorhofe und einem hinter einer langen Mauer sich weit erstreckenden Garten, der an eine Pfarrerwohnung stieß. An der Mauer war, wahrscheinlich von Christoph Heinrich, ein Kinderzimmer angebaut worden. Noch zu Lebzeiten des Vaters wurden ihm vier Kinder geboren: am 11. Dezember 1693 Johann Wolfgang, der bei der am folgenden Tage stattfindenden Taufe die Vornamen des Großvaters erhielt, im Juli 1696 eine nach der Großmutter benannte Tochter Anna Maria, Ende Januar 1699 Regine Juliane, gerade zwei Jahre später die nach dem frühen Tode der einen Tochter gleichfalls von der Großmutter benannte Anna Maria. Von diesen kamen nur der Sohn und die letztgenannte Tochter zu höheren Jahren*). Der Schwiegervater Appel starb kurze Zeit nach dem Vater, am 25. März 1702; er hatte die Erbauung eines Erbbegräbnisses auf dem Petrikirchhof für sich und die Nachkommen seiner Tochter letztwillig verfügt. Der nun begüterte Erbe leistete erst am 31. Oktober 1703 den Bürgereid. Später ließ er sich unter die Advokaten aufnehmen. Wann er den Titel eines kurpfälzischen Hofrates erhalten, weiß ich nicht. Am 16. Oktober 1703 wurde ihm noch ein zweiter Sohn geboren, der die Vornamen des verstorbenen Schwiegervaters erhielt.

Sein ältester Sohn Johann Wolfgang, den derselbe Geist wie den Großvater beseelte, erhielt auf dem Frankfurter Gym-

*) Von einem anderen Geschlechte war der Studiosus iuris Georg Philipp Textor, der sechzehn Jahre vier Monate alt am 12. April 1736 zu Frankfurt starb.

nasium, in das er im zehnten Lebensjahre trat, eine gründliche Ausbildung; auch im Fechten und Tanzen und im Französischen wurde er unterrichtet, und vor seinem Abgange zur Hochschule gab der Lehrer der Prima ihm und einem Herrn von Stalburg „ein collegium styli privatissimum über die Teutsch und Lateinische Sprache". Erst Ostern 1712 ging er nach Altorf, wo in den letzten Jahren Friedrich Maximilian v. Lersner aus dem hochadeligen Hause Alten-Limpurg mit ihm zusammen wohnte und aß; innigste bis zum Tode dauernde Freundschaft verband ihn mit dem so edlen wie tüchtigen Landsmann. Außer seinen Fachstudien trieb er auch das Italienische. Am 9. Februar 1715 verteidigte er zur öffentlichen Bewährung seiner Fertigkeit im Disputieren, wie es auf den Hochschulen Sitte war, was ich schon S. 5 von dem alten Theophilus Lessing erwähnte, die aus vier Blättern in klein Quart und einer Tabelle in quer Folio bestehende Abhandlung: „Familiam Theodosii Magni cum probationibus ad disputationem circularem sistit ..." Auf der letzten Seite findet sich unter den sieben Corollaria die merkwürdig zur Ansicht des Großvaters und Goethes stimmende Behauptung: „In republica non debet esse duplex potestas, ecclesiastica et politica, sed politicae etiam jus sacrorum est vindicandum." In ein Stammbuch von Daniel Buck zeichnete er sich 1716 mit einem Gedichte ein. Während desselben Jahres, am 16. August, starb sein Vater, der für die freieste Ausbildung seines außerordentlich begabten Sohnes alles gethan hatte, der in ihm einen würdigen Nachfolger seines Vaters zu hinterlassen hoffte, während es ihm selbst an dessen scharfem Geiste und fester Entschiedenheit fehlte. Nach einem fünfjährigen Besuche der Hochschule promovierte er mit einer Abhandlung: „De feudis Imperii propriis, non oblatis annumerandis" als Licentiat. Ehe er nachhause zurückkehrte,

machte er eine Reise über Jena, Leipzig und Halle. Auch er übersandte in gewohnter Weise seine Abhandlung dem Frankfurter Rate. Dann aber begab er sich, um sich praktisch auszubilden, zu dem vierundzwanzig Jahre vorher nach Wetzlar verlegten Reichskammergericht, wo er die Schreibstube des Prokurators Schmidt besuchte, bei dem er auch zu Tische ging. Dieser praktische Dienst gefiel ihm bald so wohl, daß er sich beim Reichskammergericht niederzulassen beschloß und sich zur vorgeschriebenen Prüfung meldete. So trat denn der gründlich und vielseitig unterrichtete Doktor (denn diese Würde hatte er bald erhalten) als Kameraladvokat auf, daneben aber hielt er Praktikanten Vorlesungen über den Kameralprozeß.

In Wetzlar befand sich seit längerer Zeit als Reichskammergerichtsprokurator und Advokat ein anderer Frankfurter von angesehener Familie, Cornelius Lindheimer, dessen Bruder Johann Jost, wie Goethes Vater, wirklicher kaiserlicher Rat, mit einer Tochter des Adelsgeschlechtes v. Uffenbach vermählt, noch in Frankfurt wohnte. Der Schöffe Johann Friedrich v. Uffenbach hatte eine Lindheimer, vielleicht dessen Schwester, zur Frau, die 1752 starb. Cornelius Lindheimer war seit dem 24. August 1697 mit der 1652 im Meiningischen geborenen Katharina Elisabeth Juliane vermählt, einer Tochter des Wetzlarischen Syndikus Johann David Seipp von Peffenhausen. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, David und Georg, und fünf Töchter. Lindheimer starb im Jahre 1724. Drei Jahre später führte Textor die dritte, am 31. Juli 1711 geborene Tochter, Anna Margareta, heim. Die beiden ältesten Schwestern waren nach Westerburg und Halberstadt verheiratet. Damals hatte er so wenig die Absicht, nach Frankfurt zurückzukehren, daß er nicht einmal bei seiner Verheiratung in das Bürgerrecht der Stadt eintrat. Aber am 16. Dezember desselben Jahres wählte der Rat den abwesenden Kameraladvo-

katen Textor zu seinem Mitgliede und ließ dies sofort der Mutter des Gewählten, die mit ihrem jüngeren Sohne, welcher sich dem Militärstande gewidmet hatte, noch auf der Friedberger Gasse wohnte, mit dem Bemerken anzeigen, sie möge dies nomine publico nach Wetzlar berichten. Dies geschah so rasch, daß schon am 18. die am Tage zuvor geschriebene dankende Annahme erfolgte. Vergebens erhoben die stets aufpassenden bürgerlichen Deputierten durch einen Notar Einspruch, daß „löblicher Magistrat einen Fremden, so noch nicht allhier verbürgert sei, auch außerwärts bereits Kinder erzeugt habe [was eine Unwahrheit war], mit zur Wahl gezogen hätte". Der Rat kehrte sich nicht daran. Was ihn zu dieser Verletzung der Wahlordnung bestimmte, wissen wir nicht; denn daß man gern einen wählte, der einer um Frankfurt verdienten Juristenfamilie angehöre, genügt kaum zur Erklärung. Wahrscheinlich spielte vornehme Empfehlung mit, und da könnte man an seinen im Rate sitzenden Jugendfreund v. Lersner, an Johann Jost Lindheimer und die Uffenbachische Familie denken. Der Gewählte, dem die Sache wohl nicht ganz unerwartet kam, eilte nach Frankfurt, wo er schon am 22. den Bürgereid leistete. Damals äußerte sich sein großes Selbstbewußtsein in der Erwiderung auf die Bemerkung des Bürgermeisters, man habe unter vielen Graduierten die Wahl gehabt. „Sie sind auch danach [nicht viel wert]", entgegnete er in aller Ruhe. Tags darauf trat er in den Rat. Und von diesem Tage an führte er ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Ratsverhandlungen, das ihm zur persönlichen Erinnerung dienen sollte, aber zufällig nach seinem Tode in den Besitz der Stadt kam. Er selbst schrieb es bis zum Jahre 1753, weiter ließ er einen Schreiber es aufzeichnen. Ein bis zum Jahre 1727 reichender Lebenslauf (curriculum vitae) wurde später von ihm bis 1735 fortgesetzt, dann traten an dessen Stelle „Ex-

tractus rerum memorabilium in senatu resolutarum"*). Außerdem sind noch Textors handschriftliche Eintragungen in den Frankfurter Ratskalendern der Jahre 1736 und 1737 vorhanden, die sich hauptsächlich auf Gartenarbeiten, besonders Veredelungsversuche und die Preise von kostbaren Blumenzwiebeln und Sämereien beziehen, aber auch die kleineren Ausgaben bis zu denen an die Portechaisenträger verzeichnen. Sein großer Enkel stöberte, wie er erzählt, einmal in einem solchen Kalender und fand darin Traumweissagungen mit Verschweigung der Namen der Personen angemerkt.

Sein nächster Freund war der schon genannte höchst gewandte, kenntnisreiche, einsichtige und feingebildete v. Lersner, mit dem er die stets vorschauende Seele des Rates in schlimmen Zeiten wurde, mochte er auch weniger thatkräftig vorgehen. Dagegen wurde sein und Lersners erbittertster Feind, und aus Herzensgrunde, weil ihre Naturen im innersten Kerne sich entgegenstanden, der Sohn einer drei Jahre vor dem Syndikus Textor nicht berufenen, sondern eingewanderten Familie, der vierzehn Jahre nach Textor in Frankfurt geborene Arzt Johann Christian Senckenberg. Als Textor gewählt wurde, war der junge Mann, der das Unglück hatte, der Sohn eines weiblichen Scheusals zu sein und dem sein Vater wegen eines Brandunglücks die Mittel zum Besuche einer Hochschule versagte, in Frankfurt mit ärztlichen Übungen beschäftigt. Erst drei Jahre später konnte er die Hochschule zu Halle besuchen, kehrte aber schon vor Vollendung seiner Studien, nachdem er ein halbes Jahr Begleiter eines kranken vornehmen Herrn gewesen, Ostern 1732 nach Frankfurt zurück. Auf der Heimkehr hatte er zu Berleburg die Bekanntschaft des pietistischen Aben-

---

*) Vgl. die „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main" 1883/1884, 159—170; 1891, 109—126.

teurers und Arztes Dippel gemacht; und so hielt er sich seit dieser Zeit zu den mit der Welt zerfallenen Leuten, welche sich eine eigene Religion bildeten, die Erde gegen den Himmel verachteten, und sich im stolzen Wahne gefielen, nur sie seien gut, die ganze Welt verkommen. Da mußten ihm denn alle widerwärtig scheinen, die mit festen Füßen auf der Erde standen, für das irdische Gemeinwohl gewissenhaft sorgten und wußten, daß an der „aus Gott geschöpften Religion des Herzens", der die Frommen zu folgen sich rühmten, der geistige Hochmut den vorwiegendsten Anteil habe.

Textor führte seine junge Frau in das elterliche Haus zu seiner Mutter. Bald nach der Geburt starben die beiden ersten Söhne, die ihm seine Gattin in den Jahren 1728 und 1729 gebracht hatte. In dem letzteren führte ein um ein Jahr jüngerer Landsmann, der nach seinen Studien und großen Reisen sich in Frankfurt niedergelassen hatte, die vierte Tochter Lindheimers, Katharina Sibylla, als Gattin heim. Johann Michael v. Loen, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, reicher Kunst- und Büchersammlungen und weiter Welterfahrung, bildete in Frankfurt den Mittelpunkt eines gediegenen Gesellschaftslebens, während er für sich seine Betrachtungen über das Wahre und Gute unablässig verfolgte und das Ideal eines tugendhaften Christen und Weltbürgers immer lebendiger sich ausbildete. War auch Textors Thätigkeit und Sinnen mehr auf das wirkliche Leben gerichtet, so fehlte es doch nicht an Berührungspunkten mit seinem reichgebildeten Schwager, besonders in der Verwerfung alles den Geist der Religion verzerrenden Gezänkes der Schriftgelehrten und des mystischen Pietismus, der zu Frankfurt als Nachwirkung Speners unter verschiedenen Formen sich breit machte. Als dort im Jahre 1736 das dringende Gesuch eines schwer erkrankten reformierten Soldaten, ihm einen Geistlichen seines Bekenntnisses zu ge-

währen, von der Mehrheit des Rates abgeschlagen worden, schrieb Textor in seinen Aufzeichnungen (er bediente sich der lateinischen Sprache): „Orthodox genug nach der Meinung des Volkes, aber gegen die natürliche Billigkeit und Liebe."

Am frühesten Morgen des 19. Februar 1731 wurde Textor seine Tochter Katharina Elisabeth geboren, welche die Mutter von Deutschlands größtem Dichter werden sollte. Paten waren die beiden Großmütter, Maria Katharina Textor und die abwesende Katharina Elisabeth Juliane Lindheimer, deren beide Rufnamen das Kind erhielt, aber nach der letzteren genannt wurde. Getauft wurde sie an demselben Tage von dem befreundeten Pfarrer Schleiffer, dessen Garten an den Textorischen stieß. In demselben Jahre rückte Textor auf die aus vierzehn Mitgliedern meist älterer Frankfurter Geschlechter bestehende Schöffenbank. Daß er unter den drei Gewählten sich befinden und die goldene Kugel für ihn entscheiden werde, hatte ihm am Morgen des Wahltages ein Traum offenbart; vier Kugeln hatte er gesehen, von denen eine in der Mitte geteilt war, was er später darauf deutete, daß bei der ersten Umfrage Stimmengleichheit zwischen ihm und einem andern Ratsherrn stattgefunden hatte. Ein dritter, Anfang 1733 geborener Sohn, Heinrich David Wolfgang, starb, wie die beiden ersten Söhne (David Wolfgang und Johann Wolfgang) bald nach der Geburt. Im Jahre 1732 legte ein kaiserlicher Erlaß den zwischen dem Rate und der Bürgerschaft lange geführten Streit notdürftig bei, indem er einen beständigen Ausschuß von einundfünfzig Bürgern einsetzte. Senckenberg blieb seit dem April 1732 fünf Jahre lang in Frankfurt, wo man es ihm als dem Sohne des verstorbenen ersten Physikus nachsah, daß er, obgleich er weder promoviert, noch eine Prüfung bestanden hatte, als Arzt auftrat. Eine solche Gesetzwidrigkeit erlaubte er sich und bediente sich derselben fünf Jahre lang,

obgleich auch die zänkische Mutter ihn quälte, er solle doch endlich promovieren, ihn selbst thätlich angriff, wie er das schon von Jugend an von ihr gewohnt war. Neben seiner ärztlichen Thätigkeit beschäftigte er sich sehr vielseitig, besonders mit Physik und Chemie, vor allem aber mit seinem separatistischen Glauben, worauf er sich nicht wenig zugute that, während er sich gegen das pietistische Treiben erklärte, wenn er auch von solchen Versammlungen sich nicht ausschloß.

Die im Mai 1734 von dem französischen Heere der Stadt drohende Gefahr zog glücklich vorüber; ein sehr merkwürdiger Traum hatte dies dem besorgten Schöffen vorher verkündet, der „Gott dankte", daß er eingetroffen war. In der Nacht vor der Ankunft einer Aufforderung des französischen Intendanten, die Stadt solle wegen einer Kriegskontribution Abgeordnete nach dem Lager im Elsaß senden, sah er die Grundsäulen des Römers sich lebhaft bewegen, kurz darauf aber wieder feststehen. In demselben Jahre war seine Familie durch eine zweite Tochter, Anna Maria, glücklich vermehrt worden. Der Oheim seiner Gattin, Johann Jost Lindheimer, hatte es durchgesetzt, daß er und seine beiden Neffen, Textors Schwäger, unter dem Namen von Lindheim in den Reichsadel erhoben wurden; er selbst hatte nur eine nach Braunschweig verheiratete Tochter. Seine Gattin verlor dieser bald darauf, im November 1735. Trotz der vornehmen Verwandtschaft lebte Textor mit seiner Familie äußerst schlicht und einfach: nichts lag ihm ferner als eitler Stolz und dadurch veranlaßte Verschwendung; mit gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern verkehrte er ebenso freundlich wie mit den Vornehmen. Seine einzige Freude und Erholung fand der rastlos thätige Mann im stillen Familienkreise und in der Bearbeitung seines Gartens, den er selbst mit Hilfe eines Gärtners aufs sorgfältigste pflegte; besonders wachsam sorgte er für die Obstbäume, stellte freilich mit seinem

Gartennachbar, dem Prediger Schleiffer, der von 1725 bis 1742 in Frankfurt stand, manche wunderliche Pfropfungsversuche an. Sein unterdessen Major gewordener Bruder, Johann Nicolaus, heiratete am 22. November 1737 die nach kurzer Ehe verwitwete Katharina Elisabeth v. Barckhausen, geborene v. Klettenberg, deren Gatte Kapitänlieutenant gewesen war. Für das Jahr 1738 ward Textor zum älteren Bürgermeister gewählt. Nach zwei weiteren Töchtern, von denen aber nur die zweite, am 18. August 1738 auf den Namen Anna Maria getaufte das erste Jahr überlebte, wurde er endlich am 30. September 1739 durch einen Sohn beglückt, dem er nicht wie den beiden früh verstorbenen seinen Namen Wolfgang gab, sondern er nannte ihn, wahrscheinlich nach von Lindheim, Johann Jost. Diese Vornamen hatte auch der 1737 geborene Sohn seines Schwagers von Loen erhalten. Im Frühjahr 1740 nahm Senckenberg dauernd seinen Wohnsitz in Frankfurt. Er hatte im September 1737 an der neuen Hochschule Göttingen promoviert, sich aber dann im September 1739 verleiten lassen, die Stelle eines Leibarztes des Landgrafen von Hessen-Homburg anzunehmen, der Statthalter zu Tournay in den Niederlanden war. Er riß schon am 21. Dezember aus, da er alle Welt gegen sich aufgebracht hatte. Sein herzlich von ihm gehaßter Landsmann versah 1741 ein halbes Jahr lang stellvertretend das Amt des älteren Bürgermeisters. Im Anfange dieses Jahres, am 25. Januar, hatte er seine Mutter verloren. Zu Wetzlar hatte sich damals die jüngste Schwester seiner Gattin, Susanna Maria Cornelia, mit dem Prokurator und Advokaten des Kammergerichts, Hofrat Dr. Dietz, vermählt. Der Sage nach soll diese einige Jahre im Hause Textors erzogen worden sein.

Wir haben jetzt alle vier Schwestern von Goethes Großmutter kennen gelernt. Demnach muß die Angabe des Kom-

mandanten eines württembergischen Regiments Namens Hoffmann, der im April 1813 bei Karl von Stein zu Kochberg im Quartier lag und später bei Bautzen fiel, seine und Goethes Mutter seien Geschwisterkinder gewesen, wenigstens ungenau sein. Es scheint eine Verwechselung mit dem am 3. Juni 1704 zu Ulrichstein geborenen, früh verwaisten Friedrich Christian Hoffmann zugrunde zu liegen, der später Textors jüngste Schwester heiratete. Freilich ging aus dieser Ehe kein Sohn hervor, aber Hoffmann war schon vorher verheiratet, und ein Sohn dieser Ehe, von der wir sonst nichts wissen, könnte Vater oder Großvater des bei Bautzen gefallenen gewesen sein; denn Friedrich Christian Hoffmann trat schon 1722 zu Gießen bei dem hessen-darmstädtischen Kreisregiment als Junker ein, stand darauf in württembergischen, dann in sardinischen Diensten, wo er sich so auszeichnete, daß sein Landesherr, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, ihn 1737 zum Kapitän-Lieutenant bei seinem Leibregiment, Garde des Dragons, ernannte, doch trat er erst im folgenden Jahre als Hauptmann ein. Wir finden ihn in der Meßzeit, Sonntag, den 23. September 1741, in Textors Hause bei einer merkwürdigen Geschichte, die wir früher nur aus der Erzählung der Klettenberg in Goethes „Bekenntnissen einer schönen Seele" kannten, aber neuerdings hat sie Alexander Riese in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M." 1892, 241 bis 250 aus den Akten dargestellt. Riese irrt nur darin, daß er die dortige Erzählung Goethe selbst zuschreibt, während dieser die ihm vorliegende Erzählung der Klettenberg frei wiedergab. Die Geschichte ist so bezeichnend für das gesellschaftliche Leben Textors, daß sie hier nicht fehlen darf; sie war für ihn, der damals als Schöffe die Stelle des älteren Bürgermeisters vertrat, um so unangenehmer, als sein Schwager Lindheimer darin eine unliebsame Rolle spielte.

An dem genannten Tage hatte Textor abends größere Gesellschaft. Zugegen waren, außer seinem Schwager Lindheimer, Lieutenant im sogenannten weißen Regiment, der damals nach Diezenbach kommandiert war, nebst Frau, der oben erwähnte Dragonerhauptmann Hoffmann, der zu Großengerau im Quartier lag, Amtmann Langsdorf zu Lichtenberg nebst Frau, von Frankfurt Hofrat Dr. Johann Daniel von Olenschlager, damals dreißig Jahre alt, mit dem ältesten Fräulein von Klettenberg verlobt, der Juwelier Riese (der Vater von Goethes Jugendfreund) mit Frau, die drei Töchter des früheren Bürgermeisters von Klettenberg und dessen Nichte Luise Eleonore Seiffert von Klettenberg, eine Tochter des Syndikus Lucius, zwei Töchter des Registrators Münch (auch Goethe war mit der Familie bekannt) und die Tochter seines Nachbars, des Pastors Schleiffer. Bei den Scherzspielen wurde zuletzt „der ganzen Gesellschaft, das Frauenzimmer nach der Reihe zu küssen, aufgegeben“. Dies war fast zu Ende, als Hoffmann Lindheimers Frau küßte, worüber der Gatte in solche Wut geriet, daß er ihn schmähte, hinterrücks überfiel, ihm die Perücke vom Kopfe schlug und den Degen zog, mit dem er ihn am Kopfe und an der Hand verwundete; das strömende Blut lief am Gesicht herab: Hoffmann und andere hielten den Wütenden zurück. Die älteste Klettenberg führte ihren Verlobten zur Thüre heraus, auch die übrigen Frauen eilten aus dem Zimmer. Olenschlager stellte am anderen Tage an den Rat die Bitte, Lindheimer, weil er fliehen werde, in Arrest zu nehmen und die Sache untersuchen zu lassen. Auf die Vorladung erklärte der Beschuldigte, er sei unwohl, könne sich auch später auf die Klage aus Rücksicht auf seinen Landesherrn nicht einlassen, würde aber schriftlich an ihn gestellte Fragen beantworten. Dem am 26. erlassenen Befehl des Rates, ihn auf die Hauptwache zu bringen, entzog sich Lindheimer durch die Flucht.

Erst am 29. Oktober wandte sich der noch immer nicht hergestellte Olenschlager wieder an den Rat; er forderte Satisfaktion wegen des „attentierten homicidii dolosi" und drohte mit Notwehr, wenn nicht verfügt werde, daß jener, wenn er in Frankfurt oder auf dessen Gebiet sich betreten lassen sollte, sofort verhaftet werde. Der Rat beschloß, da Lindheimer nicht unter seiner Jurisdiktion stehe, Olenschlager an dessen Landesherrn zu verweisen. Später ward freilich ein Zeugenverhör beschlossen und abgehalten, aber die Sache verlief im Sande, da die fürstliche Regierung zu Darmstadt mit Repressalien drohte, wenn man Lindheimer im Frankfurtischen niederwerfe. Für Textor war dieser von seinem Schwager in seinem Hause verübte, auch für seine Familie, seine Frau und die älteste Tochter sehr aufregende Anfall doppelt unangenehm gewesen, aber das folgende Jahr ward für ihn und Frankfurt erfreulich.

Eine der glänzendsten Kaiserkrönungen erlebte die Stadt, als Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, der Österreich mit Hilfe Frankreichs und Spaniens überwunden hatte, zum Kaiser erwählt worden war; denn beide Mächte und der Bruder des neuen Kaisers, welcher Kurfürst von Köln war, verschwendeten große Summen, um die auf den 12. Februar 1742 festgesetzte Krönung mit höchstem Prunke auszustatten. Als Schöffe nahm Textor am Empfange und an allen Festlichkeiten zu Ehren des neuen Kaisers teil, der, wie österreichisch auch die gute Stadt Frankfurt gesinnt war, doch durch seine Leutseligkeit und seine edle Erscheinung sich die Herzen gewann. Aber schon zwei Tage nach der Krönung fiel seine Hauptstadt in die Hände der Österreicher, so daß die Krönung der Kaiserin am 8. März in sehr gedrückter Stimmung erfolgte. Nur auf kurze Zeit wurde München den Feinden entrissen, und da auch Regensburg von diesen besetzt war, sah Karl VII. sich gezwungen, in Frankfurt zu bleiben und dorthin auch die Reichsstände zu

berufen. Textor wurde wegen seiner besonderen Begabung zum Reichstage als Vertreter der Stadt gewählt. Auch als am 8. Oktober München wieder gewonnen war, hielt der Kaiser es nicht für geraten, in seine Erblande zurückzukehren; er beschloß, den Winter in der gastlichen Krönungsstadt zu bleiben. Für das Jahr 1743 wurde Textor zum zweitenmal als älterer Bürgermeister erwählt. Als solcher hatte er die Majestät zum neuen Jahre zu beglückwünschen und jeden Abend von ihm die Parole für den nächsten Tag einzuholen, wodurch er mit dem durch sein Unglück noch milder gestimmten Kaiser in nächste Berührung kam. Dieser, der schwer an Gicht litt, hatte auch das Mißgeschick, im März zwei Töchter an den Blattern zu verlieren. Textor mußte ihm, und er konnte es aus vollem Herzen, das Beileid von ganz Frankfurt aussprechen. Infolge der Fortschritte der feindlichen Heere fühlte sich aber der Kaiser so bedroht, daß er am Mittwoch vor Ostern den Reichsständen erklärte, er wolle nach den Festtagen in seine Erblande zurückkehren. Der so gute, schöne und liebenswürdige, geistig und körperlich leidende Monarch wurde allgemein bedauert, besonders auch von Textor, dem er sich so gnädig erwies, dessen ganze junge Familie mit schwärmerischer Verehrung an ihm hing; denn trotz aller phantastischen Ausschmückungen Bettinens darf es kaum bezweifelt werden, daß seine beiden älteren Töchter von Begeisterung für den Kaiser glühten. Der 17. April, an welchem er von Frankfurt schied, war für sie ein Tag bitterster Trauer. Aber der Kaiser, dem man mit Recht den Namen des Unglücklichen gegeben hatte, sah sich schon nach neun Wochen genötigt, noch einmal in Frankfurt seine Zuflucht zu nehmen. Seinen kaiserlichen Dank bezeigte er der Krönungsstadt dadurch, daß er am 6. August auf ewige Zeiten die sieben ältesten Schöffen und den ältesten Syndikus zu wirklichen kaiserlichen Räten ernannte, wodurch denn auch

Textor den Titel Excellenz erhielt. Auch Dr. Johann Kaspar Goethe, der sich vom Dienste der Stadt, weil er sich verletzt glaubte *), zurückgezogen, hatte sich diese Auszeichnung verschafft. Es geht die Sage, Karl VII. habe Textor den Adel angetragen, dieser aber die Gnade aus dem Grunde abgelehnt, weil die Verheiratung seiner Töchter dadurch erschwert werden würde, da der Adel Bürgerliche, sein geringes Vermögen Adelige von der Bewerbung abhalten müsse. Noch eine Tochter wurde ihm beschert, die bei der Taufe am 23. Oktober 1743 die Namen Anna Christine erhielt. Kurz darauf, anfangs November, heiratete Textors 42jährige Schwester Anna Marie den oben S. 17 erwähnten viertehalb Jahre jüngeren, damals verwitweten Hauptmann Hoffmann in Darmstadt. Schon am 24. Juli des nächsten Jahres wurde die Ehe mit einer Tochter Anna Katharina gesegnet. Der Kaiser hatte infolge der am 22. Mai zu Frankfurt geschlossenen Union seine Erblande wieder gewonnen, aber nach seinem Einzuge in München wandte sich das Glück bald wieder. Das Trauergeläute des Frankfurter Domes für den am 20. Januar 1745 in großer Bedrängnis verschiedenen Kaiser hallte in manchen Herzen wieder, aber in keinen treueren als bei Textor und seiner Familie. Doch schon mußte man die Gedanken einer baldigen neuen Krönung zuwenden. Unter den vier Schöffen, die am 22. September neben dem Stadtschultheißen, den beiden Bürgermeistern und einem Syndikus wieder einen österreichischen Kaiser, Franz I., auf der Bornheimer Heide empfingen, befand sich auch Textor. Am 4. Oktober hielt er mit neun

*) In Textors Verzeichnis der Ratsverhandlungen wird erwähnt, daß man am 27. Januar 1739 darüber beraten habe, ob man dem Dr. Johann Kaspar Goethe wegen der Ordinierung (Einreichung) seiner Inauguraldissertation das gewöhnliche honorarium angedeihen lassen solle.

anderen Abgeordneten den Thronhimmel über der zur Krönung reitenden Majestät. Die Kaiserin Maria Theresia beschenkte alle Abgeordneten des Magistrats mit einer ihr Bildnis tragenden schweren goldenen Kette. Textor hielt die seine über alles wert. Die schöne Menschlichkeit, welche Maria Theresia und ihr Gatte bei der Krönung gezeigt, hatte außerordentlich auch auf Textor, dessen Frau und Töchter gewirkt, wenn sie auch den so gnädigen wie unglücklichen Karl VII. nicht vergessen konnten.

Bei allen Ehren und Würden herrschte in Textors Hause die schlichteste Einfachheit; die wackere, weit jüngere Gattin, die sich in seine Eigenheiten gern fügte, und die in Zucht heranwachsenden Kinder bildeten sein höchstes Glück, seine Erholung der Garten und die Familienfeste. Die Erziehung war bürgerlich einfach; ein Schreib- und ein Rechenlehrer nebst einem Kandidaten des geistlichen Ministeriums genügten dem Schöffen zur Ausbildung seiner Töchter; später trat das Klavierspiel hinzu. Von den Seinigen war er verehrt und geliebt; besonders ehrwürdig erschien er den Kindern, die ihn als ein Muster des Lebens betrachteten, durch seine Ahnungsgabe.

Der 5. September 1746, an welchem auf Lersners Verwendung der noch nicht dreißigjährige Erasmus Senckenberg in den Rat gewählt wurde, war für diesen der Anfang unendlichen Streites und der schändlichsten Verleumdungen. Lersner hatte sich nicht in der Schätzung seines ungemeinen Talentes getäuscht, nur nicht geahnt, zu welchen Frechheiten und Niederträchtigkeiten die Skandalsucht diesen hinreißen werde. Am 3. Januar 1747 trat Lersner seine Amtsführung als älterer Bürgermeister mit einer scharfen Verurteilung der im Rate eingerissenen Pflichtvergessenheit, Nachlässigkeit und Unwürdigkeit an, die durch die neuen Schöffen gefördert worden war.

Daß Lersners treuem Verbündeten Textor in seinem vierundfünfzigsten Jahre die höchste Ehre der Stadt zuteil wurde, mochte und konnte dieser nicht hindern. Am 10. August 1747 wählte der Rat diesen zum Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißen. Noch an demselben Tage, an welchem der Schultheiß Ochsenstein hingeschieden war, wurden die Mitglieder zu einer außerordentlichen Sitzung auf den nächsten Morgen beschieden, aus Furcht, der Kaiser möge, trotz seiner Anerkennung des Wahlrechtes der Stadt, sich durch seine Vorliebe für den Reichshofrat von Barckhausen zu einem Eingriffe bestimmen lassen. Diesmal verriet sich Textors Weissagungsgabe fast launig. Als der Ratsbote für seine erloschene Laterne um ein Stümpfchen Licht bat, rief er: „Gebt ihm ein Ganzes! bemüht er sich doch meinetwegen.“ Unter den drei vom Rat gewählten blieb für Textor die entscheidende goldene Kugel im Beutel zurück. Auch diese höchste Würde der Stadt änderte nichts an seinem äußeren Leben; freilich freute er sich der Wahl, an welcher das ihm stets zur Seite stehende Vertrauen der Ratsmitglieder fast gleichen Anteil wie der Zufall hatte, und er verehrte es als eine glückliche Fügung, daß die seinem Großvater zuteilgewordene Berufung der Stadt zum ersten Syndikus jetzt gleichsam die würdigste Weihe empfangen hatte. Er selbst nannte sich in seinen Aufzeichnungen bald Prätor, bald „Reichs-Stadtgerichts-Schultheiß“, bald „Reichs- und Stadtgerichts-Schultheiß“.

Wenn dem in Verhältnis zu seiner hohen Stellung wenig bemittelten Schultheißen die Versorgung seiner vier Töchter Sorge machte, so traf es sich glücklich, daß der aus einer Handwerkerfamilie stammende, im achtunddreißigsten Jahre stehende kaiserliche Rat Dr. Johann Kaspar Goethe sich um die Hand seiner ältesten, volle einundzwanzig Jahre jüngeren Tochter bewarb. Der Vater war freilich als Schneidergeselle

nach Frankfurt gekommen, hatte sich aber durch Fleiß, Geschicklichkeit und Gewandtheit emporgeschwungen und war als Gastwirt vom „Weidenhof“ vor achtzehn Jahren im besten Rufe gestorben. Da der einzige Sohn, seiner zweiten, sehr glücklichen Ehe ein Mann von geradem tüchtigen Sinn, fester Lebensanschauung, edler Bildung und ansehnlichem Vermögen war, so fand Textor diese Verbindung seiner ältesten Tochter um so weniger bedenklich, als die freilich schon im achtzigsten Jahre stehende, noch rüstige Mutter des Bräutigams den Haushalt besorgte, so daß Elisabeth zu weiterer Ausbildung Zeit behielt. Über die am 20. August 1748 erfolgte Trauung und Hochzeitsfeier findet sich folgender Bericht in einer sogenannten Kurfürstenbibel vom Jahre 1703, in welche der Bruder des kaiserlichen Rates, der Zinngießermeister Goethe, eigenhändig Familiennachrichten eingetragen hat: „Anno 1748 den 19. (Versehen statt 20.) Augusti, Dingstag Nachmittag um 1 uhr, Ist Mein Bruder Johan Caspar Göthe als Kaiserlicher Hoffrath, mit deß Herrn Stattschultheissen von Textor Fräulein Jungfer Tochter in deß Herrn Hoff-Rath von Lohnen [von Loen] garten vor dem St. gallen Tohr, unten an der wind Mühlen gelegen, durch Herrn Pfahrer Fresenius in dem schönen garten Hauß getrauet und Copulieret worden, und ist mit einem Consert, eine abend Mahlzeit gehalten worden, wozu der aller Höchste Gott Ihnen seinen Gnaden reichen Segen hier zeitlich und dort Ewig verleihen möge. Dobey Herr Pfahrer Fresenius vor der Copulation eine schöne und wohl außgearbeitete zirliche orration gethan hat und wohl auf den zustand gerichtet war.“ Fresenius sprach über die Würdigkeit des Ehestandes nach 1 Tim. 4, 8. Der Rat hatte seine Genehmigung gegeben, daß die Trauung außerhalb der Kirche vollzogen werde. Der Senior und Sonntagsprediger an der Barfüßerkirche, Dr. Fresenius, hatte

die Braut auch konfirmiert und liebte sie als eine gläubige Tochter *).

Am 28. August 1749 wurde die Ehe mit einem Sohne gesegnet, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte. Der einzige Pate, wie man in Frankfurt sagte Petter (Pätter), bei der tags darauf im Hause auf dem großen Hirschgraben von Fresenius vollzogenen Taufe war der Stadtschultheiß, dessen beide Vornamen Johann Wolfgang dieser sein erster Enkel erhielt. Dem Sohne folgte am 7. Dezember 1750 eine Tochter Cornelia Friederika Christiana, die ihre Namen von beiden Paten erhielt, von der Großmutter Cornelia Goethe und dem Oheim Friedrich Christian Hoffmann in Darmstadt, der 1746 Major und Kriegsrat, 1747 Oberkriegskommissar, 1748 Oberstlieutenant wurde. Bis zum Juni 1760 folgten noch vier Kinder. Bei dem zweiten Knaben, welcher am 27. November 1752 getauft wurde, stand der Halbbruder des Vaters Gevatter, von dem dieser die Namen Hermann Jakob erhielt. Patinnen der am 9. September 1754 getauften zweiten Tochter Katharina Elisabeth waren Katharina Sibylle, Gattin des Hohenlohe-Bartensteinischen Hofrats, Residenten und Frankfurter Bürgers Moritz und deren ledige Schwester Anna Elisabeth Schöll.

---

*) In ein 1745 zu Halle erschienenes, der Braut gehörendes Erbauungsbüchlein „Güldnes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist", das zur Einzeichnung frommer Freunde eingerichtet war, trugen sich im März 1748 ein Fräulein v. Klettenberg und deren beide Schwestern, im April ihr Seelsorger Fresenius, später der Oheim von Loen, auch Andreas Textor und dessen Kinder Gredel und Andreas. Diese waren von einem andern, nicht mit dem Schultheißen verwandten Geschlecht. Eines Ratskornschreibers Andreas Textor Tochter Maria Katharina heiratete zu Frankfurt 1714 den Georg Philipp Telemann. Eine zu Alzei geborene Wilhelmine Maria Textor starb daselbst am 2. Januar 1741. Wir werden andern Namensverwandten des Schultheißen auch noch weiter begegnen.

Die dritte Tochter Johanna Maria wurde am 29. März 1756 nicht, wie die übrigen Kinder von Fresenius, sondern vom Schwager der Mutter, dem jungen Pfarrer Starck getauft; die Vornamen Johanna Maria erhielt sie von der Schwester der Mutter, welche an einen acht Jahre älteren Kaufmann Georg Adolf Melbert verheiratet war. Letzterer wurde Pate des jüngsten Knaben, der dessen Vornamen erhielt. Diesmal vollzog wieder Fresenius die Taufe. Nach dem am 1. Februar 1761 erfolgten Tode des jüngsten Knaben blieben den Eltern nur Wolfgang und Cornelia.

Der schon erwähnte Schwager Melbert oder Melber*) wohnte in den Häusern L. 123. 124, Ecke des Hühnermarktes und der Neugasse (hinter dem Lämmchen 2 und Neugasse 1 a), wo später die Droguenhandlung J. M. Andreä. G. von Loeper war übel berichtet, wenn er Laden und Wohnung in das Haus am Markt 28 verlegte, wo sich die Material- und Farbwarenhandlung von Heinrich Mettenheimer befindet, deren früherer Besitzer, der Materialist Karl Friedrich Mettenheimer, am 30. April 1848 seine goldene Hochzeit feierte. Melbers Haus ist für Goethes Kinderjahre so bedeutend geworden, daß es wohl eine äußere Bezeichnung verdiente. Das Freie Deutsche Hochstift besitzt eine Rechnung des Geschäftes Melber & Wagner vom 17. Mai 1753 an den Rat Goethe über „ein Pfund feiner Thee Boy", an dessen „Pupillen" Herrn Clauer geliefert, den in seinem Hause wohnenden Sohn des verstorbenen Stadtarchivars. Textor fand diese Verbindung bei Melbers guten Verhältnissen (er bezahlte die höchste Schatzung) für seine leb-

*) Melbert heißt eigentlich Mehlhändler. Melber ist die abgeschliffene Form des Volksmundes. Goethe braucht Melber im handschriftlichen Tagebuch von 1779, später, auch im ersten Druck von Wahrheit und Dichtung Melbert. Der Schwager war im Besitze der Materialienhandlung „Melbert (auch ‚Melber') & Wagner".

haft bewegte Tochter ganz geeignet. Die Trauung erfolgte am 11. November 1751, im achtzehnten Jahre der Braut. Schon in den beiden folgenden Jahren wurden dem jungen Paare zwei Söhne beschert; der Pate des ersten war selbstverständlich der Stadtschultheiß, der andere wurde auf die Namen Georg Christoph getauft, die auf den Vater und auf den mütterlichen Großvater deuten.

Für die Familie Textor war es ein schmerzliches Ereignis, daß von Loen im Jahre 1752 einem Rufe Friedrichs des Großen als Geheimrat und Regierungspräsident in Lingen folgte. Sechs Jahre vorher hatte dieser die noch ehrenvollere Stelle eines Präsidenten des Berliner Oberkonsistoriums abgelehnt. Wahrscheinlich machten die bösen Streitigkeiten mit den Rechtgläubigen infolge seiner Schrift „Die einzig wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirrt durch die Zänkereien der Schriftgelehrten, zerteilet in allerhand Sekten, vereiniget in Christo", ihm jetzt die Änderung seines Wohnortes erwünscht. Textor, der in dem Widerwillen gegen die religiösen Störenfriede ganz mit seinem Schwager übereinstimmte, mußte seinen Abgang, der ihm schwerlich volle Befriedigung bringen werde, sehr bedauern. Auch Goethes Vater riet dringend von dem Dienste des Königs ab. Noch schmerzlicher als Loens Entfernung war für Textor der 1753 erfolgte Tod seines treuen Ratsgenossen von Lersner, wodurch die Frechheit von Erasmus Senckenberg zur tollsten Unverschämtheit und ärgerlichem Aufruhr gegen den Rat gesteigert wurde. Hatten beide vereint dem Eindringen der Flut nicht wehren können, viel weniger vermochte er es allein. In seinem Verzeichnis der Ratsversammlungen bemerkte Textor bei der am 3. Januar 1747 erwähnten Antrittsrede Lersners (vgl. S. 22) nachträglich: „Wenn der selige Herr von Lersner jetzt wieder auflebte, welche ärgere Verschlimmerung würde er finden!"

Im September 1753 wurde Melber eine Tochter geboren, bei der die Frau Rat Patin war; leider starb sie schon nach drei Monaten. Textor soll seine dritte Tochter Clauer, dem schon genannten Pupillen des Rat Goethe, bestimmt gehabt haben, einem fleißigen Juristen, der aber, weil der Umbau des Goetheschen Hauses ihn nötigte, aus dem von ihm bewohnten kleinen Nebengebäude auszuziehen, stumpfsinnig geworden sein soll. Jenes Nebengebäude wurde im April 1755 abgerissen, aber die Notwendigkeit des Ausziehens war dem unglücklichen Clauer, der auch später wieder bei Goethe wohnte, schon 1754, gleich nach dem Tode der Mutter des Rates, angezeigt worden, bei deren Lebzeiten der Bau unterbleiben mußte. Etwas auffällig erscheint die von den „Wöchentlichen Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" am 19. März 1754 gebrachte Anzeige: „Es stehet das von des Herrn Reichs-, Stadt- und Gerichts-Schultheiß Textors Excellenz bis dahero bewohnte Haus [die Bezeichnung als Eigentümer ist vermieden] auf der Friedbergergaß gegen dem ‚fröhlichen Mann' über kommenden 15. April einer honneten Haushaltung zu verlehnen. Die Conditiones sind bei hochgedachtem Herrn Reichs-, Stadt- und Gerichts-Schultheißen zu vernehmen." Bemerkenswert ist, daß dabei des großen Gartens nicht gedacht ist, den er sich wohl vorbehielt. Zu dem Entschlusse der so bald in Aussicht genommenen Wohnungsveränderung scheint der Schultheiß dadurch veranlaßt worden zu sein, daß in diesem Jahr der zum Oberst ernannte Hoffmann als Generalquartiermeister des oberrheinischen Kreises nach Frankfurt zog, und zwar neben seinen Schwager, in das nach vielen Streitigkeiten und Zerwürfnissen seiner Frau als Erbteil zugefallene Haus Friedbergergasse Lit. C Nr. 10, jetzt 20, das zum ursprünglichen Besitztum seines Vaters gehört hatte. Textor wird die Gemeinschaft mit seinem Schwager, dessen Besitz an zwei Seiten

den seinigen berührte, anfangs für unerträglich gehalten, aber sich später darein gefunden haben. Allein zu einer freundlichen Familienverbindung konnte es nicht kommen, wogegen Hoffmanns nähere Verbindung mit dem kaiserlichen Rat Goethe sich erhielt. Im folgenden Jahre starb am 23. April die zweite Gattin von Textors Bruder, dem Oberstwachmeister, Katharina Elisabeth geborene von Klettenberg, im fünfzigsten Jahre.

Ein sehr willkommener Bewerber um die Hand der dritten, nach Goethes Urteil ruhigen, nach dem Berichte von Senckenberg dagegen feurigen, herrschsüchtigen Tochter fand sich bald in dem Sohne des ehrwürdigen und gelehrten, auch als Redner beliebten Predigers und Konsistorialrates Johann Friedrich Starck, des Verfassers des berühmten Hand- und Erbauungsbuches. Senckenberg, der doch selbst einen sehr schönen Zug von der Freigebigkeit des Konsistorialrates berichtet, wirft es diesem und Textor vor, daß sie die Ernennung des jungen Kandidaten zum Stadtpfarrer betrieben, ohne daß dieser dem Herkommen gemäß vorher Dorfpfarrer gewesen war. Die Sache ist die, daß der am 30. Juni 1730 geborene Kandidat und Magister der Philosophie Johann Jakob Starck neben der Dorfpfarre zu Gutenleuten (Gutleutenhof) auch als dritter Prediger nach Sachsenhausen berufen wurde, wodurch er Mitglied des städtischen Predigerkonsistoriums wurde. Die Anstellung wurde vom Konsistorium verfügt, welches eine solche Auszeichnung mit Freude seinem ehrwürdigen, dem Tode nahen Vater als seinem Mitglied erteilte, der einen würdigen Nachfolger in diesem Sohne hinterlassen werde. So schloß denn auch die Grabschrift des bald darauf gestorbenen Starck mit der Bemerkung, er lebe auf Erden nun fort „in Schrift und Ruhm und seinem teuern Sohn“. Daß Textor hierbei seine Hand im Spiele gehabt habe, ist nicht nachweisbar; Senckenbergs gehässige Feindseligkeit gegen ihn nahm dies, was der

Klatsch verbreitet hatte, ohne weiteres an. Er erinnerte sich nicht, daß man gegen ihn selbst, als den Sohn des ersten Physikus, einst die viel stärkere, ja unverantwortliche Nachsicht geübt hatte, ihn ohne Promotion und irgendeine Prüfung als Arzt auftreten zu lassen, und er diese Nachsicht fünf Jahre in Anspruch genommen. Aber Haß und Liebe blenden die Frommen! Die Verlobung Starcks mit Anna Maria Textor erfolgte wohl schon im Frühjahr 1756, aber die Trauung wurde durch den Tod des alten Starck (die Beerdigung fand am 19. Juli statt) mehrere Monate verschoben; sie erfolgte erst am 2. November; vorher hatte das Brautpaar bei einer zweiten Tochter Melbers, die von ihm die Namen Johanna Maria Jacobea erhielt, Patenstelle vertreten. Bereits im Juli 1757 wurde die Frau Stadtschultheiß bei einer Tochter Starcks Patin; diese erhielt von ihr und dem verstorbenen Vater Starcks die Namen Anna Friderika Margareta. Das Kind starb schon im nächsten Monate, dagegen blieb eine zweite, 1758 geborene Tochter Margareta Katharina Rosina am Leben. Gleichzeitig wurde Melber ein dritter Sohn, Friedrich Christian, geboren, der schon nach drei Jahren verschied. Starck erhielt den Ruf als Sonntagsprediger an St. Katharinen. Johann Jost, der Sohn des Schultheißen, bezog damals die jetzt schon bedeutender gewordene, fast 140 Jahre alte Hochschule zu Altorf, wo er am 19. April 1758 als Jurist immatrikuliert wurde.

Leider hatte der Siebenjährige Krieg einen Riß, wie in die Frankfurter Bürgerschaft, die meist auf Friedrichs Seite stand, auch in Textors Familie gemacht, da der Stadtschultheiß treu am Reiche hielt, wogegen Rat Goethe ein begeisterter Verehrer des großen Königs war, dessen Siege er mit vollem Jubel begrüßte. Die andern Schwiegersöhne neigten wenigstens meist auf die Seite des Schultheißen, während die Frauen geteilt waren. Der Unsegen politischen Streites trat auch hier her-

vor; die Leidenschaft mischte sich ein und entstellte manches zu Gunsten und Ungunsten. Wohl mag Textor, wenn man Friedrich zujubelte, sich von der Hitze zu weit haben fortreißen lassen; Goethe sagt nur, dieser, sonst ein heiterer, ruhiger, bequemer Mann, sei ungeduldig geworden. Kriegk hat hierin einen Widerspruch mit der Äußerung des Dichters finden wollen, der Großvater habe keine Spur von Heftigkeit gehabt, ja er erinnere sich nicht, ihn je zornig gesehen zu haben. Aber ein solcher ist in der That nicht vorhanden, und ein wirklicher könnte höchstens beweisen, daß ein solcher Ausnahmefall bei der letztern Äußerung übersehen worden war, unmöglich Verdacht gegen die Wahrheit dieser Schilderung des Großvaters erregen. Manches harte Wort mag der Herr Rat besonders gegen den frommen Schwager Starck ausgestoßen haben, das die gewohnte Ruhe des Familientisches störte, und dies nebst dem Widerwillen, immer solche beschränkte Verkleinerungen seines Helden hören zu müssen, wird ihn bestimmt haben, wie Goethe berichtet, endlich wegzubleiben. Das österreichische Kaiserhaus hatte jetzt, wie früher sein Gegner, der gefallene Kurfürst von Bayern, die Franzosen zum Beistande nach Deutschland gerufen und auch Frankfurt befohlen, ihnen freien Durchzug eines einzelnen Bataillons zu gewähren. Sie hatten sich in der Wetterau festgesetzt, fühlten aber bald die Notwendigkeit, Frankfurt als Stütz- und Waffenplatz zu besetzen. General Soubise beschloß, dies kurzer Hand zu thun, was sehr leicht war, da er freien, wenn auch auf eine geringe Truppenzahl beschränkten Durchzug hatte, und die schwache zurückgebliebene Besatzung samt der Bürgergarnison mit ihren „edlen und mannfesten Bürgerkapitänen“ keinen bedeutenden Widerstand leisten konnte. Da fiel es diesem gar nicht ein, sich dazu die Erlaubnis von Wien zu verschaffen; auch dachte man dort nicht daran, den Frankfurter Magistrat erst zum Verrate zu bestimmen.

Bei der am 2. Januar 1759 leicht erfolgten Überrumpelung der Stadt war auch Textors Bruder, der sich als Major auf der Konstablerwache am Bornheimer Thore befand, rasch überwältigt worden, ohne daß man im geringsten ihn eines Verrates zeihen konnte. Erst als man den Druck der französischen Besatzung immer schärfer empfand, maß Parteileidenschaft dem Schultheißen und den Bürgermeistern alle Schuld bei; denn Frankfurt wurde von den Verbündeten des Kaisers wie eine eroberte Stadt behandelt, die man für unermeßlich reich hielt. Für Textor waren die nächsten Jahre um so trauriger, als er unter dem Verdachte der Bestechung litt. Die Lage wurde immer drückender, so daß der Rat sich endlich entschloß, in Paris selbst Hilfe zu suchen, wobei man es an klingenden Mitteln nicht fehlen lassen durfte. Aber auch dies fruchtete wenig. Zu den Ungeduldigsten und Aufgeregtesten gehörte Goethes Vater, der wütend war, daß er seine schönen neuen Zimmer einem hohen französischen Offizier einräumen mußte. Wir wissen aus der Erzählung des Sohnes, wie sein Ärger ihn zu der unbesonnenen Beleidigung des bei ihm wohnenden Königslieutenants hinriß. Im Anfang des Jahres 1760 richtete er an den Rat das Gesuch, ihn endlich von der unbequemen, sein ganzes Hauswesen störenden Einquartierung zu befreien, aber dies war eben bei dem Stande der Dinge unmöglich, und eine Veränderung wäre wohl mit noch größern Lasten verbunden gewesen.

Dem Prediger an St. Katharinen ward im Jahre 1760 ein Sohn geboren, der des Großvaters Namen führte. Bei dem Taufschmause kam es zwischen dem Schultheißen und dem Rat Goethe, der die Forderung seiner Befreiung von der Einquartierung auf das dringendste wiederholte, zu einem Streite, den wir nur aus dem Berichte des Arztes Senckenberg, Textors giftigsten Feindes, kennen. Dieser erzählt am 1. April

1760, unlängst habe sich der Streit beim Taufschmause begeben. „Da redeten sie von dieser Materie [dem französischen Drucke], und Textor gab Goethe keine guten Worte. Dieser sagte wild: er verfluche das Geld, so Textor, die Stadt den Franzosen zu verraten, genommen habe, wolle nichts davon (nachträglich: ‚und verfluche die, so sie hereingelassen'). Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damals aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi [der dreißigjährige Mann war vor kurzem in Frankfurt angekommen und gehörte zu den Frommen], so dabei war, stiftete Frieden." Darauf folgt eine so schändliche Äußerung über die Unsittlichkeit von Textors Gattin, daß Kriegk sich ihre Mitteilung versagt hat. Und wie Senckenberg es liebt, bei wichtigen Äußerungen sich der lateinischen Sprache zu bedienen, folgt der fast mit der Faust auf den Tisch schlagende Trumpf: „Vera est historia, und Herr v. Rhost [Senior des Bürgerkollegs, das gegen den Magistrat äußerst erbittert war] hat mir sie mit allen Umständen erzählt. Die Stadtschultheißin soll sich nachher alle Mühe gegeben haben, socerum und generum (Schwiegervater und Schwiegersohn) wieder zu vereinigen." Die Quelle der Erzählung ist demnach ein älterer Gegner des Frankfurter Magistrates, der seine Freude daran hatte, die Sache weitläufig zu erzählen, obgleich er selbst nicht dabei gewesen war, sondern sie von einem andern (es bleibt noch zweifelhaft, ob unmittelbar vom Pfarrer Claudi) vernommen hatte. Claudi selbst war dem religiös-freisinnigen Textor wenig gewogen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er, wie damals so viele, denen die französische Besatzung mit Recht ein Greuel war, das Unglück auf schändlichen Verrat vonseiten der höchsten Stadtvertreter schob. Wie viel Senckenbergs Haß an der parteiisch übertriebenen Erzählung noch weiter vergröbert hat, läßt sich nicht

ermessen. Jedenfalls wird es zu einem lebhaften Streite gekommen sein, und daß Rat Goethe, dessen wildes Aufbrausen wir schon aus des Sohnes Erzählung des Vorfalls mit Thoranc kennen, seiner Leidenschaft freien Lauf ließ, ja dem Schwiegervater den damals von so vielen erhobenen Vorwurf des Verrats ins Gesicht schleuderte, ist sehr glaublich; auch könnte Textors heftige Erwiderung den zur Taufe in vollem Putz erschienenen Rat Goethe zum Ziehen des Degens gereizt haben, doch scheint es ein den Skandal aufbauschender Zug, daß Textor zuerst mit dem Messer nach dem Beleidiger geworfen habe. Als Kern der Geschichte müssen wir wohl bestehen lassen, daß selbst Goethes Vater im Eifer den Schultheißen des Verrats schuldig glaubte. Für Senckenbergs Haß gegen diesen und seine unedle Schadenfreude war der leidenschaftlich gefärbte Bericht des auf den Magistrat erbitterten Seniors ein wahres Labsal, und was konnte ihm lieber sein, als daß Textors Schwiegersohn, mit dessen Hause er selbst befreundet war, an den Verrat glaubte.

Im folgenden Jahre stand die Frau Rat bei Töchtern von Starck und von Melber Pate, woraus sich ergiebt, daß die Freundschaft mit Starck wieder hergestellt war, so daß auch Wolfgang den Oheim besuchen konnte. Frühe starben beide Kinder, die die Vornamen der Frau Rat fortpflanzen sollten, wenn auch Melbers Tochter sechs Jahre alt wurde. Der Sohn des Schultheißen kehrte als Dr. juris von Altorf zurück, wohin auch der gleich näher zu erwähnende Johann Georg Schlosser sich begeben hatte, der am 13. Mai 1760 immatrikuliert wurde. Johann Jost Textor hatte eine auf Frankfurt bezügliche Abhandlung: „De causis et sententiis, quae secundum statuta et privilegia illustris reipublicae Moeno-Francofurtensis appellationem non admittunt“, verteidigt. Nach Leistung des Bürgereides wurde er am 16. Juni 1761

unter die Advokaten aufgenommen. Bei der Familientrennung nahm Textor keinen Anteil an der Verbindung seiner Nichte, der Tochter des Obersten Hoffmann mit dem darmstädtischen Hofrat und Oberamtmann Dr. Peter Christian Dietz zu Kelsterbach am Main, einem Sohn des bekannten pietistischen Oberhofpredigers und Superintendenten Magister Johann Hektor Dietz. Nach einer kurzen glücklichen Ehe starb diese bereits den 13. April 1762 an den Blattern.

Das Jahr 1763 befreite endlich das stark leidende, wenn auch während der Besatzung mit manchen guten Einrichtungen versehene Frankfurt nach dem Friedensschluß völlig von den Verbündeten des Kaisers. Bei einem zweiten Sohne Starcks, Georg Adolf, ward der ruhige Melber Pate. Das dem Rat Goethe übrig gebliebene Paar fand unter seinen jungen Vettern und Basen nur wenige, zu denen sich ein genaueres Verhältnis bilden konnte. Am nächsten standen ihm die beiden ältesten Söhne der lustigen Tante Melber, die den Kindern des Herrn Rat äußerst zugethan war; die älteste Tochter war sieben Jahre jünger als Wolfgang. Im Hause des ehrwürdigen, gelehrten, aber nüchternen, dem großen Friedrich feindseligen Pfarrers Starck, in welchem Wolfgang dessen schöne, zum Teil vom Vater ererbte Bibliothek am meisten anzog, war die Tochter neun Jahre jünger als er, der älteste Sohn erst 1760 geboren. Aber Wolfgang war zeitlebens ein großer Kinderfreund; seine Lehrhaftigkeit, ja Lehrseligkeit ist neuerdings durch seine Leipziger Briefe an die Schwester auffällig beleuchtet worden. Noch deutlicher würde sie hervortreten, wenn Bettinens Bericht über sein Benehmen beim Tode des drei Jahre jüngeren Bruders Hermann Jakob auf Wahrheit beruhte. Im Hause des Großvaters, das ihm noch immer ein lieber Aufenthalt blieb, zog ihn die noch keine volle sechs Jahre ältere, durch Schönheit ausgezeichnete ledige Tante Anna Christine an, die

an dem feurigen, talentvollen Knaben lebhaften Anteil genommen zu haben scheint, wogegen der fast zehn Jahre ältere Oheim, dessen drei Studienjahre und sein Auftreten als Advokat in diese Zeit fallen, ihm kaum nahe getreten sein wird.

Textor fühlte sich nach dem Abzuge der Franzosen, obwohl sie ihn als Stadtschultheißen geehrt, auch seinem Hause eine Wache zugeteilt hatten, von einem schweren Drucke befreit, da ihm das Wohl der Stadt, wie sehr dies auch die ihn des Verrats beschuldigende Menge verkannte, warm am Herzen lag. Der Friede war in Textors und Goethes Hause, wie in ganz Frankfurt, jubelnd gefeiert worden. Aber der immer böswilliger auftretende Erasmus Senckenberg, den der Rat endlich ausstoßen mußte, machte ihm viele besorgte Stunden, besonders da sein Bruder, der Reichshofrat in Wien, diesen in Schutz nahm. Dazwischen erlebte Textor eine neue Krönung, doch gerade damals quälte ihn die bekannte Geschichte seines Lieblingsenkels, welche diesen einige Zeit in schlimmen Ruf brachte. Zwei neue Enkel wurden ihm 1764 geboren, Gottfried Wilhelm Starck und Friedrich Karl Stephan Melber, von denen der letztere nur das folgende Jahr erlebte. Textors Bruder ward in demselben Jahre Oberst und Stadtkommandant, aber schon am 2. Juli 1765 starb er kinderlos, neun Jahre nach seiner Gattin. Wolfgang scheint zu dem Kriegsmanne keine nähere Beziehung gehabt zu haben.

Als dieser im Herbste 1765 auf drei Jahre nach Leipzig reiste, waren der Oheim und die jüngste Tante noch unvermählt. Um letztere scheint sich der am 24. Mai 1762 als Advokat aufgenommene, im sechsundzwanzigsten Jahre stehende Dr. Johann Georg Schlosser, der jüngere Sohn des älteren Schöffen und wirklichen kaiserlichen Rates Lic. Erasmus Schlosser, beworben zu haben; wenigstens besuchte er, vielleicht infolge seiner Bekanntschaft mit dem Advokaten Textor, häufig

das Haus des Schultheißen, wo ihn Goethe kennen lernte. Die ledige Tante war außer Vater und Schwester die einzige Verwandte, mit welcher der Leipziger Student eine briefliche Verbindung verabredet hatte. Auch an Schlosser schrieb er. Anfangs 1766 verlobte sich der Oheim mit der elf Jahre jüngeren Tochter des Buchhändlers Eustachius Möller, die, wie seine Mutter, Maria Margareta hieß. Dem von Weisheit triefenden Studenten, der sich ganz eigene hohe Ansichten von weiblicher Bildung geschaffen hatte, schien die Braut zu gelehrt, und so hielt er diese Verbindung für eine große Thorheit. Dennoch lieferte er zu der am 17. Februar gefeierten Hochzeit ein Gedicht voll leeren Pompes, das von der Familie mit Lobsprüchen beehrt wurde, und ihm selber gefiel es, bis Professor Clodius, dem es vorgelegt wurde, so arg damit umging, daß er längere Zeit an seiner dichterischen Begabung verzweifelte. Einen ganz entgegengesetzten Auftrag erhielt er im September von seinem Vater. Dieser stand mit seinem Gevatter, dem 1764 geadelten, zwei Jahre später zum Generalmajor erhobenen Hoffmann auf gutem Fuße. Als dessen Gattin am 16. September zu Darmstadt gestorben war, trug er Wolfgang auf, ein Trauergedicht auf sie in französischer Sprache zu liefern, was dieser denn auch in pomphafter Weise that, wobei das Stichwort war, daß die Generalmajorin in der freudigen Zuversicht gestorben, im Jenseits ihre einzige Tochter wiederzufinden. Schon am 29. Januar 1767 wurde des Oheims Ehe durch einen Sohn gesegnet, zur größten Freude des Schultheißen, welcher in diesem Enkel, der natürlich seine Vornamen erhielt, den Fortpflanzer seines Geschlechts im männlichen Stamme gewonnen zu haben hoffte. Völlig außer sich brachte den Leipziger Studenten bald darauf die Kunde von der Verlobung seiner schönen Tante mit dem volle dreizehn Jahre älteren Lieutenant beim Kreiskontingent Georg Heinrich

Cornelius Schuler, dessen häßliche Figur er immer, wie er der Schwester schrieb, für ein Mittel gegen die Liebe gehalten hatte. Er bedauerte den armen Großvater, der seine Genehmigung zu solchen Thorheiten seiner Kinder geben müsse. Die Ehe wurde am 5. Mai geschlossen. Im folgenden Jahre stand die Großmutter Pate bei der diesem Bunde entsprossenen Tochter. Goethes Vater wurde am 10. Juli 1768 Pate des zweiten Sohnes des Oheims. Auch Melbers Familie vermehrte sich während Wolfgangs Abwesenheit durch eine Tochter, Anna Christina, und einen Sohn, der wieder die Vornamen des vor sieben Jahren verschiedenen erhielt; dagegen starb auch das zweite Patenkind der Frau Rat.

Als Wolfgang mit gebrochener Gesundheit und dem traurigen Gedanken, der Schwindsucht verfallen zu sein, am 3. September 1768 nach Frankfurt zurückkehrte, lag der Großvater ohne Hoffnung völliger Herstellung darnieder. Ein Schlagfluß hatte den rastlos thätigen, durch das dem Rate und ihm feindselige und toll unwürdige Benehmen des ausgestoßenen Ratsherrn Senckenberg immerfort bitter geärgerten Schultheißen in seiner Amtsstube befallen, ihm den rechten Arm und die Zunge gelähmt, auch seinen Geist angegriffen. Während Wolfgang in Frankfurt langsam genas, erhielt Schuler im Jahre 1769 einen Sohn, dessen Pate, da der Großvater krank war, der Advokat Textor wurde; ihm folgte ein zweiter, Wolfgang Heinrich Ferdinand, bei welchem ein Bruder des Vaters, der Major Schuler, die Patenstelle vertrat. Die übrigen Vettern und Basen waren unterdessen glücklich herangewachsen. Der älteste Sohn Melbers scheint in einem Ladengeschäfte zu Straßburg gestanden zu haben; denn dieser dürfte gemeint sein, wenn Wolfgang den 26. August 1770 von dort an Fräulein von Klettenberg schreibt: er habe den frommen Handelsmann, an welchen diese ihn empfohlen, oft die Sache seiner Grillen und

die Sache Gottes vermischen hören, wenn er seinen Vetter gescholten; als Hausvater sei er zu streng, und sie könne sich denken, was dabei herauskomme, wenn er die feineren Pflichten der Religion von seinen rohen jungen Leuten beobachtet wissen wolle.

Wolfgang hatte den Großvater sehr leidend verlassen, als er im April 1770 nach Straßburg reiste. Schon im Juni ließ dieser dem Rate anzeigen, daß er seinen Abschied nehme und für die genossene viele Freundschaft seinen Dank abstatte. Die mündliche Meldung ließ er durch den Gerichtssubstituten Wagner machen. Wäre dieser, wie Kriegk annimmt, der einst von Wolfgang empfohlene Mann gewesen, der zu jener Untersuchung Veranlassung gab, in die Gretchen verwickelt wurde, so müßte er das Vertrauen des Schultheißen die Zeit über gewonnen haben. Die beiden Ratsglieder, welche den Scheidenden begrüßen sollten, konnte er nicht empfangen, dagegen richtete er am 3. Juli ein von seinem Sohne unterzeichnetes „gehorsamstes Abschieds- und Danksagungsmemorial" an den Rat, welches dieser mit dem Ausdrucke seines Bedauerns, dem verbindlichsten Danke für die der Stadt und dem gemeinen Wesen geleistete vieljährige Treue und der lebhaftesten Versicherung erwiderte, „daß nicht nur das Angedenken dieser wesentlichen stattlichen Verdienste bei Uns und sämtlicher Bürgerschaft ohnauslöschlich sein wird, sondern Wir für unsere Person ein angenehmes Geschäft Uns machen werden, der Nachkommenschaft eines solchen würdigen Mannes alle diejenige Achtung und Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, welche Wir demselben längstens gewidmet haben". Die Stelle wurde, so lange er lebte, nicht wieder besetzt. Bald darauf kam eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen der Textorschen und der Schlosserschen Familie zustande; denn am 1. August 1770 traute der Pfarrer Starck seinen Bruder, den Advokaten Dr. Martin

Starck, mit der Schwester der Brüder Schlosser, Maria Magdalena. Am 2. Januar 1771 wurde dem Oheime ein dritter Sohn geboren; er erhielt den Vornamen seines Paten Melber.

Der Schultheiß verschied am 6. Februar und ward in dem Appelschen Erbbegräbnis bestattet. Wolfgang sprach der Großmutter sein warmes Beileid aus. „Mich, nicht Sie zu trösten, schreib' ich Ihnen“, äußerte er, „Ihnen, die Sie jetzo das Haupt unserer Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe und versichere Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit.“ Gott habe, fuhr er fort, nicht nur für den Verstorbenen gesorgt, sondern auch der Gattin und der Familie eine Wohlthat erzeigt. „Er hat uns nicht den munteren, freundlichen, glücklichen Greis entrissen, der mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings die Geschäfte des Alters verrichtete, seinem Volke vorstund, die Freude seiner Familie war. Er hat uns einen Mann genommen, dessen Leben wir schon einige Jahre an einem seidenen Faden hängen sahen, dessen feuriger Geist die unterdrückende Last eines kranken Körpers mit schwerer Ängstlichkeit fühlen mußte.“ Auch in seiner eigenen Lebensdarstellung hat der Enkel dem wohlwollenden, bei aller rastlosen Thätigkeit ruhigen, das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens um sich verbreitenden würdigen Greise ein schönes Denkmal gesetzt.

Dagegen tritt uns Textor als ein unedler, ja niederträchtiger, zu jeder Schandthat fähiger Selbstsüchtler aus den handschriftlichen Aufzeichnungen seines gleichzeitigen Landsmannes entgegen, und leider hat dieses Zerrbild sich dadurch Eingang zu verschaffen gewußt, daß es von Senckenberg entworfen wurde, der durch jene großartige Stiftung seine Vaterstadt zu so vielem Danke verpflichtet hat. Hierüber und bei den wirklichen Vorzügen des Mannes hat man alle seine Seltsamkeiten, Schrullen, ja schreienden Ungerechtigkeiten übersehen. Wer vorurteilslos

die Entstehung seiner Stiftuug verfolgt, wird gestehen müssen, wie es der große Arzt Heim, der den Stifter noch im Stiftshause gesehen und gesprochen, längst erklärt hat, daß nicht reine Liebe zur Sache und zu seiner Vaterstadt, sondern Eitelkeit ihn zur Gründung einer seinen Namen tragenden medizinischen Akademie in Frankfurt getrieben, die ihn im Grunde nichts kostete, da er bis zu seinem Tode im Besitz und an der Leitung der ganzen Anstalt blieb. Kriegks Behauptung, Senckenberg sei eine streng sittliche Natur gewesen, können wir nicht zugeben. Leider nistet sich bei den Frommen, trotz ihrer peinlichen Herzenserforschung, zu viel Ehrsucht, Selbstbespiegelung, Überhebung und pharisäische Verachtung anderer ein. Kriegk selbst muß gestehen, daß Senckenberg in seinen Urteilen über Personen fast immer leidenschaftlich verfahren sei, aber er glaubt ihm leider zu viel, ohne die entgegenstehenden Zeugnisse nach Gebühr zu verwerten. Das Sittengesetz verlangt, daß man nur nach genauester Prüfung und voller Kenntnis ein Urteil über den Nächsten fälle, ein abfälliges nur da, wo es nötig ist, und mit möglichster Schonung, nicht mit verletzender Schadenfreude. Aber Senckenberg war durch seine traurigen Jugenderlebnisse und durch den ihn verfolgenden Spott über das Abstoßende seines äußeren Wesens ungemein reizbar und verbittert; deshalb vermochte er nicht denen, die andere Wege gingen, gerecht zu werden. Die Welt war ihm ein Narrenhaus, aus welchem sich der Geist des Weisen, für den er sich hielt, zurückziehe, seine Amtsgenossen Sklaven der Habgier, alle Ratsmitglieder Esel oder Schurken, die Geistlichen herrschsüchtige Pfaffen, die Juristen Rabulisten; seine Vaterstadt, glaubte er, hasse die Guten, beschütze die Bösen, wogegen er auf seiner selbstgemachten Grabschrift sich als guten Bürger und treuen Arzt bezeichnete. Trotz der Verachtung seiner Vaterstadt vermachte er ihr sein Vermögen, weil er sich dadurch,

ohne eigene Aufopferung, einen berühmten Namen erkaufen wollte. Ohne Ahnung der Schwierigkeiten einer großen Verwaltung, wozu er selbst unfähig war, ohne Verständnis für echte Diensttreue brach er den Stab über Textor und sah ihn im Hohlspiegel seines Hasses. Dieser Haß war dadurch gesteigert worden, daß Textor ihm zuweilen entgegengetreten war, wie bei dem Vorschlage, Ärzte als solche in den Rat zu wählen, was dessen Bestimmung durchaus widersprach und die gleiche Vergünstigung für die Geistlichkeit und die Lehrer der Schulen gefordert hätte, die eben, wie die Ärzte, schon ihre eigenen Vertreter hatten. In seiner Verblendung schrieb er Textor alles Böse zu, und er freute sich, wenn die Gegner, die seine Abneigung gegen den verdienten Mann kannten, ihr loses Geklatsch ihm zutrugen, das er mit wahrer Wollust, auch wohl mit unwillkürlichen Zusätzen in seine Tagebuchblätter eintrug. Manches mag auf Erzählungen oder Äußerungen seines vor keiner Lüge zurückschreckenden Bruders Erasmus beruhen, obgleich er dessen Nichtswürdigkeit kannte, ja einzelne Vorwürfe gegen Textor gehen nachweislich auf diesen zurück. Die niederträchtigen Schmähungen von Textors Gattin, die der fromme Mann niederzuschreiben nicht errötete, kennzeichnen mehr als alles sein Gemüt. Wie sehr sticht davon die Schilderung von Textors Enkel, dem großen Dichter, ab, dem dessen Feindseligkeit gegen seine Familie nicht unbekannt geblieben sein kann; er hebt nur sein komisches Äußere hervor, er läßt seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren. Wahrscheinlich war der ältere Sohn des Schöffen Schlosser, der Rat Fritz Schlosser, hierbei seine Quelle, doch dürfte auch dieser Senckenbergs Schattenseiten mehr hervorgehoben haben, als es Goethe für seine Darstellung passend schien.

Halten wir uns zunächst an den Vorwurf, Textor, die Bürgermeister und andere Magistratsmitglieder hätten sich zum

Verrat der Stadt an die Franzosen durch Geld bestechen lassen, so folgte Senckenberg darin einer Verdächtigung, die sich erst infolge der fast unerträglichen Bedrückung Frankfurts durch die als übermütige Herren auftretenden Franzosen verbreitet hatte; aber niemand hatte wohl Textor für alles Böse in Frankfurt verantwortlich gemacht, wie Senckenberg, der sich schon, seiner eigenen Äußerung nach, der Rache freute, die Gott deshalb an diesem nehmen werde. Kriegk selbst muß zugeben, daß an eine Geldbestechung kaum zu denken sei, aber damit fiele ja das Verbrecherische der That weg, wenn die Stadtverwaltung, da sie zum Widerstande sich unfähig fühlte, das notwendige Übel auf sich genommen hätte. Ein sittlicher Mann wird eine so schwere Anklage nicht verbreiten, ohne den vollen thatsächlichen Beweis zu besitzen; das Gewissen der Frommen ist leichter. Hätte Senckenberg etwas Genaues davon gewußt, er würde es, wie so manches andere, mit Gift und Galle ausgespieen haben. Die dafür angeführten Gerüchte sind an sich wunderlich und widersprechen sich selbst. Schon im Oktober 1758 soll man in Mainz und sonst von der Verabredung mit den Franzosen gewußt haben, während die Überrumpelung erst im Januar 1759 und zwar unter einem neuen Bürgermeister erfolgte, nicht demjenigen, der beim Abschlusse beteiligt gewesen sein sollte. Thatsächlich ist nur, daß Senckenbergs eigener toller Bruder (Senckenberg berichtet es selbst) die Franzosen aufgefordert hat, die Stadt zu besetzen, ja er soll auch auf die Art und Weise aufmerksam gemacht haben, wie dies am leichtesten geschehe. Von den Franzosen wäre es thöricht gewesen, wenn sie durch Verhandlungen, deren Erfolg doch immer zweifelhaft blieb, dasjenige anzubahnen gesucht hätten, was sie durch eine Überrumpelung mit leichter Hand erreichen konnten. Wenn der Rat später aus Senckenbergs Aufzeichnungen die verleumderischen Äußerungen gegen ihn

herausnehmen ließ, so beweist dies keineswegs, daß er sie für wahr hielt, er beseitigte sie eben als unwürdig; im anderen Falle hätte er sie vernichtet. Ja, Verrat ist gespielt worden, ein nicht durchgegangener, von Erasmus Senckenberg, ein gelungener, durch den Mißbrauch des Durchzugsrechtes vonseiten der Franzosen, wobei freilich einzugestehen ist, daß die kaiserlichen Minister zu Wien, wie der Reichshofrat v. Senckenberg wußte, die Besetzung Frankfurts wünschten. Wenn Senckenberg hier einer seit 1760 viel verbreiteten, aber aus der Luft gegriffenen Verdächtigung*), die seinem Hasse schmeichelte, gewissenlos folgte, so steht es in anderen Fällen noch viel schlimmer, wo er einer losen von Hinz oder Kunz ihm zugetragenen Verleumdung glaubte, ja in seiner leidenschaftlichen Weise sie noch verschärfte. Da glaubt man nicht den frommen Arzt, sondern den von Schmähsucht geschwollenen Bruder Erasmus zu hören.

Der ärztliche Wassertrinker, der einst vor der Promotion vier Quart Palmsekt getrunken hatte, um sich gegen den Teufel zu stärken, giebt Textor für einen wüsten Trinker aus und schreibt seinem Trinken das Frösteln zu, woran er stets, auch im Sommer, gelitten habe. Die letztere Thatsache möchten wir ebenso bezweifeln wie ihre pathologische Erklärung. Senckenberg war nicht Textors Arzt und Vertrauter, konnte dies also nur von anderer Seite, etwa gar von seinem sauberen Bruder wissen, und nach allem, was uns bekannt, erfreute sich Textor der besten Gesundheit. Doch diese Liebe zum Weine wollte wenig sagen, sähe man in dieser Anschuldigung nicht die Absicht, Textor etwas anzuhaben. Viel Schlimmeres be-

---

*) Vgl. W. Stricker, Die Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen, in Raumers „Historischem Taschenbuch". Sechste Folge, Band IV (1885).

richtet er über seine Vergangenheit als Prokurator in Wetzlar. Dort sei er durch Schlemmen im Essen und Trinken arm geworden; nicht genug damit, soll er sich durch geschlechtliche Ausschweifung oft und schwer vergangen, unter anderem ein Bürger ihn bei seiner Frau ertappt und seiner Anklageschrift die ihm abgerissene Perücke als Beweis beigelegt haben. Und einen solchen Klatsch wagt ein Mann, den man für streng sittlich halten soll, im Ernst niederzuschreiben, weil sein Haß gegen Textor ihn eben den frechsten Verleumdungen zugänglich machte. So wagte es denn dieser selbstgerechte Weiberfeind, auch dessen Gattin der schlimmsten Verletzung ihrer Frauenehre zu zeihen. Solchen Frommen ist eben nichts heilig als ihr eigenes Streben nach dem Himmel und seinen glänzendsten Ehrensitzen. Eine Folge der Armut, in welcher Textor nach Frankfurt zurückgekehrt sei, soll auch seine und seiner Frau Bestechlichkeit gewesen sein. Schwere Beschuldigungen dieser Art wird sich kein wahrhaft sittlicher Mann ohne die zwingendsten Beweise gestatten, am wenigsten ohne genaue Angabe derselben für die Nachwelt aufzeichnen. Verdächtigungen wegen Bestechung waren damals so allgemein, daß selbst Senckenbergs Bruder in Wien ihnen nicht entgehen konnte. Auch der Modesucht wird Textor beschuldigt. Wir hören, Lersner habe 1751 von seinem Pariser Aufenthalt das französische Modekleid mitgebracht, sei als älterer Bürgermeister nicht in seinem venerablen alten Ratsherrnkleide mit Krägelchen, sondern in einem farbigen Rocke mit weißseidener und goldgestickter Weste in die Kirche gefahren, habe einst, weil er vom Rathause auf ein Festessen gehen wollte, in das Audienzzimmer sein Festkleid bringen lassen, um sich dort umzukleiden, und habe so contre le respect aus dem Römer eine Garderobe gemacht. Dem Beispiele Lersners folgend, sei Textor ohne das Krägelchen auf dem schwarzen Rathauskleide im Römer erschienen. Das

war freilich in Senckenbergs Augen, der doch selbst immer nett gekleidet ging, ein großes Verbrechen, obgleich Textor das schwarze Ratsherrnkleid nicht aufgab, in welchem er sich auch 1763 mit dem Krägelchen und der goldenen Kette malen ließ. Daran schließt sich der arge Vorwurf, er und andere ihm ähnliche „liebten Pläsanterie, wollten die alten Bürger exterminieren, und dagegen lüderliche, voluptueuse, unachtsame Bürger und Lumpen haben, die keine Ehre hätten, sich hudeln und wie Esel traktieren ließen“. Kann man unwürdiger verleumden! Gerade Lersner und Textor widersetzten sich der vernichtenden Sittenverderbnis, und wenn Lersner als vornehmer Mann außerhalb seines Amtes ein Galakleid zu tragen nicht scheute, so war dies kein Grund, ihn deshalb sittlich zu verdächtigen. Auch daß die Familie des Schultheißen bürgerfreundlich und nicht stolz war, muß sie büßen. Eine Frau, die sich ehrlich mit einem kleinen Kattungeschäft ernährte, ist Freundin der Stadtschultheißin gewesen, ja diese und ihre Kinder haben im Jahre 1761 nebst mehreren Ratsgliedern einem Ball auf der Hochzeit eines Zimmermannes beigewohnt. So gemein würde sich ein Senckenberg nie gemacht haben! Liebe zum Volke, herzliche Leutseligkeit lagen ihm fern; er liebte im Grunde nur sich selbst, seinen Ruhm und seinen Stuhl im Himmel. Wie wenig Textors Gattin sich überhob*), zeigt auch eine andere Geschichte, die Senckenberg deshalb erzählt, weil der Adel dabei eine „Nase“ erhalten hatte. Als der Herzog Anton Ulrich von Meiningen sich 1755 längere Zeit in Frankfurt aufhielt, wurde er auch von vornehmen Damen besucht. Einmal kam die Frau Schultheißin, die aus Bescheidenheit nicht auf den obersten Platz sich setzte. Dieses

*) Daß sie eine gute Hausfrau war, beweist das von ihr vorhandene Wirtschaftsbuch, im Besitze des Goethearchivs.

that die nach ihr eintretende Frau eines jungen Herrn v. Glauburg aus dem hochadeligen Hause Alten-Limpurg. Der Herzog bemerkte dies mit Unwillen. Als er darauf den Damen Kaffee geben ließ, befahl er laut dem Diener, zuerst die Schultheißin zu bedienen, mit welcher er sich dann unterhielt, indem er erklärte, ihr gebühre als der Frau des Schultheißen der erste Platz, der Mann der Glauburger wolle ja erst noch Ratsherr werden.

Auch Textors Amtsthätigkeit wird von den härtesten Vorwürfen, ja gemeinen Schmähungen Senckenbergs heimgesucht, aus denen der edle Erasmus hervorguckt. Kriegk bemerkt, ein Tadel derselben lasse sich aktenmäßig nur insoweit begründen, als Textor sich gewöhnlich zwischen den Parteien durchzuwinden gesucht und sich, wenn er einmal sich für eine entschieden, einseitig und hartnäckig gezeigt habe. Daß sich dies aktenmäßig begründen lassen könne, klingt etwas sonderbar; im Grunde zeigt der Vorwurf nur, daß Textor, wie er mußte, die Gründe beider Parteien erwog, aber auf seiner einmal gewonnenen Rechtsansicht bestand, weil er auf wohlerwogene Gründe sich stützte. Mag er sich darin auch zuweilen geirrt haben, daß er je wider besseres Wissen sich entschieden, Gegengründe in den Wind geschlagen habe, wird kaum zu erweisen sein. Kriegk selbst gesteht ihm große geistige Gewandtheit und bedeutende Rechtskenntnis zu, nur im öffentlichen und deutschen Rechte habe man ihn für weniger bewandert gehalten. Wenn Kriegk bedauert, daß Goethe in der Schilderung seines Großvaters von dessen sittlichen Grundsätzen und seiner geistigen Bildung nichts sage, was man Senckenbergs sittlichen Vorwürfen entgegenhalten könne, so erscheint er in jener doch als ein durchaus würdiger, leidenschaftsloser Mann, bei dem es einer besonderen Hervorhebung, daß er nur nach Pflicht und Recht gehandelt habe, gar nicht bedurfte. Wie wenig er der

Bestechung zugänglich gewesen ist, kann man auch aus dem schließen, was Goethe im fünften Buche von seiner eigenen Übergabe einer Bittschrift erzählt, wodurch natürlich keineswegs ausgeschlossen bleibt, daß Empfehlungen und besondere Gunst auch zuweilen auf Textor Einfluß geübt haben. Das Bild, welches Goethe in „Wahrheit und Dichtung" von ihm giebt, und seine in die ersten fünfziger Jahre zurückgehende Erinnerung im Trostschreiben an die Großmutter lassen uns an nichts weniger als einen Trinker, Wüstling und Schurken denken. Auch hat bis heute niemand irgendeine Bestätigung jenes haßgetränkten Zerrbildes beizubringen vermocht. Die stille, milde Ruhe des allein in seinen ihm am Herzen liegenden umfassenden Amtsgeschäften (auf wissenschaftliche Wirksamkeit, die sein Großvater so ausgezeichnet geübt, hatte er verzichtet), in seinem liebevoll gepflegten, mit jedem Jahre einen neuen Kreislauf vollendenden Garten und in seiner Familie lebenden Mannes bildet den schärfsten Gegensatz zu Senckenbergs grellem, gemütlosem Genuß- und gierigem Sünderleben. Freilich bekehren sich Sünder wohl im Alter, aber sie finden nie den reinen Seelenfrieden und die Selbstgewißheit, die sie von Tag zu Tag ihre Pflicht mit gleicher Stetigkeit üben läßt, wie wir es den guten Alten thun sehen, der seinem Enkel zugleich als Alkinous und Laertes erschien, gleich nach seinem Tode als ein immer munterer, freundlicher und glücklicher Greis vorschwebte.

---

2. Die Textor- und Goethesche Nachkommenschaft.

Zwei Tage nach dem Frankfurter Schultheißen starb zu Darmstadt dessen Schwager, der Generalmajor v. Hoffmann, dessen Tod dem Straßburger Studenten Goethe kaum nahe ging, obgleich er der Pate seiner Schwester Cornelia war. Dieser kehrte als Licentiat gegen Ende August nach Frankfurt zurück, wo er schon am 3. September den Advokaten- und Bürgereid vor dem älteren Bürgermeister v. Olenschlager ablegte. Seinen Oheim wählte man in dankbarer Erinnerung an den Vater in den Rat, in welchen er am 16. September eintrat. Aus der Ehe der Großtante, der jüngsten Schwester von Textors Gattin, Susanna Lindheimer, mit dem Advokaten und Prokurator Hofrat Dietz, war ein Sohn hervorgegangen, der, gleichfalls Hofrat und Prokurator, sich 1776 oder 1777 mit Karolina Buff, der Schwester von Goethes Lotte, verband. In zweiter Ehe heiratete diese den Advokaten und Prokurator Hofrat Lange. Die beiden Söhne dieser Ehe fand Goethe, als er im Mai 1772 nach Wetzlar kam, ebenso wenig mehr als den Gatten; nur die beiden 1755 und 1758 geborenen Töchter Johanette Elisabeth Christine und Henriette Marie Jakobine waren der Großtante Lange geblieben.

Am 2. Januar 1773 wurde dem Oheim eine Tochter, Anna Maria, geboren, bei welcher die lustige Tante Melber Patin war. Die Ehe dieser selbst wurde noch nach dem zwanzigsten Jahre (1772 und 1773) mit zwei Kindern gesegnet, von denen die Tochter Anna Margareta die Namen der Großmutter erhielt, der Knabe Johann Georg David getauft wurde; die Namen Johann David erhielt er von einem Verwandten, der auch später Pate eines Kindes des Oheims wurde, Georg

hieß er vom Vater. Als am 1. November J. G. Schlosser, der mittlerweile markgräflich badischer wirklicher Hof- und Regierungsrat in Karlsruhe geworden war, Goethes Schwester heiratete, widmeten Starcks vier Kinder dem „vortrefflichen Brautpaar" ein prosaisches „Glückwunschschreiben" von herzlicher Nüchternheit. Der einzige Verwandte, der mit Versen angerückt kam, war nicht der tief ergriffene Bruder, sondern der Advokat Starck, Schlossers Schwager; seine ledernen Reime handelten von dem Ursprung und dem Gebrauch der Hochzeitsgedichte. Leider mußte sich Schlosser bald gefallen lassen, statt in Karlsruhe zu bleiben, nach Emmendingen zu wandern. Dort wurde ihm am 28. Oktober 1774 eine Tochter geboren, bei welcher Schlossers Mutter (Susanna Maria) Patin war; sie wurde Maria Anna Luise genannt. Den Rufnamen Luise erhielt sie von einer Freundin der Mutter, Antoinette Luise Gerock. Kurz nach Goethes Abreise von Frankfurt, am 13. November 1775, erhielt der Oheim noch einen vierten Knaben, Friedrich Karl Ludwig.

In Weimar blieb Goethe ohne nähere Verbindung mit seinen Frankfurter Verwandten; seine vertraute Vermittlerin war zunächst Johanna Fahlmer, die ihm in den letzten Frankfurter Tagen gewissermaßen die Schwester ersetzt hatte. Ihr Vater, der kurpfälzische Kommerzienrat Georg Christoph Fahlmer, der von Frankfurt nach Düsseldorf gezogen war, hatte sich am 31. August 1743 in zweiter Ehe mit der Frankfurterin Maria Starck verbunden, einer Tochter des mit Goethes Oheim Starck verwandten Konsistorialrates, deutsch- und französisch-evangelischen Predigers Magister Johann Balthasar Starck. Johanna Katharina Sibylla Fahlmer, fünf Jahre vor Goethe, am 16. Juni 1744, geboren, war im Juni 1772 nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter nach Frankfurt gezogen, wo sich denn bald ein nahes Verhältnis zu Goethe bildete,

obgleich dieser noch immer von den mit ihr verwandten und von ihr hochgeschätzten Brüdern Jacobi nichts wissen wollte. In Emmendingen brachte Cornelia ihrem Gatten am 10. Mai 1777 eine zweite Tochter, deren Patin die Frau Rat wurde; zu ihren Vornamen Katharina Elisabeth erhielt sie noch den Rufnamen Julie. Der bald darauf infolge des Wochenbettes am 7. Juni erfolgte Tod der Schwester zerriß Goethes Herz. Die Kunde, Schlosser werde Johanna Fahlmer heiraten, ergriff ihn wunderbar. Der Mutter schrieb er: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an die Erde hielt, abgehauen worden, daß die Äste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer eine neue Wurzel-Teilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken." Des Oheims Wunsch, zu der auf den 28. September 1778 festgesetzten Hochzeit ein Glückwunschgedicht zu machen, konnte er unmöglich erfüllen. Der Braut hatte er geschrieben: „Daß du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei deinem Glück! Das Schicksal habe seine Mutterhand über dir und halte dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit dir die Freuden genieße, die es meiner armen Ersten versagt hat." Kurz vorher hatte Frau Aja durch die Herzogin-Mutter ihm zwei ärgerliche Familiennachrichten mitteilen lassen: „Dem Pfarrer Starck sein Käthchen heiratet den dummen Buben Fritz Hoffmann und Hieronymus Peter Schlosser [der ältere Bruder ihres Schwiegersohnes] die älteste Jungfer Steitz." Goethes Jugendgenosse Johann Friedrich Hoffmann war der Sohn des begüterten Stadtschreibers Christian Sigismund Hoffmann. Zwölf Jahre früher hatte Goethe seiner Schwester von Leipzig sein und des Freundes Horn unvermutetes Zusammentreffen mit

4*

dem länger als ein Jahr nicht mehr gesehenen Hoffmann auf der Messe also beschrieben: „Wir gingen an Langens Gewölbe vorbei, als auf einmal eine fette und ziemlich kernhafte Figur, die aber zugleich etwas düttig aussah, auf uns zukam. Sie wendete sich zu Hornen; ich besah sie mit Verwunderung, erkannte endlich einige Züge und rief überlaut aus: ‚Fritze, bist du's?‘ Er hielt sich nicht lange hier auf, und wir konnten also die einem Landsmanne gebührenden Ehrenbezeugungen nicht beobachten, ob wir ihn gleich einmal abends mit zu Tisch [beim Gastwirt Schönkopf] nahmen, wo er aber niemanden ansah, nichts redete und also von einigen aus der Gesellschaft für einen Philosophen, von andern für einen Schöps gehalten wurde. Er wird schon in Berlin [wo sein Schwager Lange wohnte] zugestutzt werden.“ Die Trauung des Bürgers und Handelsmanns Johann Friedrich Hoffmann [er hatte vier Wochen vorher den Bürgereid geschworen] mit der zwanzigjährigen Tochter Starcks erfolgte am 6. Oktober. Der an zweiter Stelle von der Frau Rat genannte Schöffe Hieronymus Schlosser, an den Goethe sich in seiner letzten Frankfurter Zeit näher angeschlossen hatte, stand jetzt im dreiundvierzigsten Jahre. Seine Braut Rebekka Elisabeth war die Tochter des Bankiers Johann Christian Steitz. Auch diese Verbindung ward bald darauf geschlossen. Im Februar 1779 kam Goethes Vetter Melber (wohl der älteste, Wolfgang) durch Weimar. Goethes Tagebuch berichtet uns am 24.: „Im Rückweg [von Belvedere] begegnete mir Melber, und ich hatte große Freude, ihn zu sehen. Wir schwatzten viel von Frankfurt; er aß mit mir“, und unter dem folgenden Tage: „Mittags Melber. Ihn nach Tisch verabschiedet.“ Im Herbste desselben Jahres genoß Goethe die Freude, den Herzog als Gast in sein elterliches Haus einzuführen. Von seinen Verwandten wird er ihm seine würdige achtundsechzigjährige Großmutter, seinen Oheim, seine

Schwäger Melber, Starck und Schuler, auch wohl den ihm verwandten Schöffen Schlosser, dessen Gattin er jetzt zum erstenmal begrüßen konnte, vorgestellt haben. Die vielen Vettern und Basen drängten sich zu, da der Herzog äußerst leutselig war. Auch Fritz Hoffmann gehörte jetzt zu den Verwandten. In Emmendingen wohnte der Herzog in Schlossers kurz zuvor bezogenem neuen Hause, wo Goethe mit gerührter Freude zuerst Corneliens beide Töchter sah, deren neue Mutter liebevoll für sie sorgte. Auf der Rückreise war der Herzog im Dezember und im nächsten Januar wieder mehrere Tage in Goethes elterlichem Hause, das er als Standquartier zu Ausflügen nach den benachbarten Höfen benutzte. Er zeigte sich so teilnehmend und gemütlich offen wie früher. Auch diesmal wurden die regierenden Herren nicht besucht.

Kurze Zeit nach Goethes Abreise, am 5. März 1780, wurde dem Oheim ein fünfter Sohn geboren, der von demselben Paten, wie Melbers jüngster, die Namen Johann David erhielt. Der am 19. Mai erfolgte Tod des alten Melber war ein schwerer Schlag für die zahlreiche Familie, von deren elf Kindern noch sechs am Leben waren. Die Ehe von Hieronymus Schlosser wurde am 20. Dezember mit einem Sohne, Johann Friedrich Heinrich, gesegnet. Bei einem im folgenden Jahre geborenen vierten Sohne Schulers, der bald starb, wurde der Prediger Starck Pate. In Emmendingen freute sich Schlosser am 7. September der Geburt einer Tochter, der man den Namen Henriette gab. Auch der Schöffe Schlosser erhielt einen zweiten Sohn, Christian Heinrich. Am 27. Mai 1782 wurde endlich Goethes Vater, der zuletzt stumpfsinnig gewesen war, von einem für ihn selbst traurigen, seine Gattin in beständiger Sorge haltenden Zustande befreit. Bald darauf, am 8. August, wandte sich Goethe, der vor kurzem die Leitung der Weimarischen Kammer übernommen hatte, im Auf-

trage des Herzogs an seinen Oheim. Er schrieb: „Es hat der Frankfurter Schutzjude Elias Löb Reiß, der schon seit 1766 von Durchlaucht, dem Herzog, meinem gnädigsten Herrn, das Prädikat eines Hoffaktors erhalten, neuerdings um das Prädikat eines Hofagenten und um Vermittelung bei dem dasigen Magistrat nachgesucht, daß ihm die Erlaubnis, Sonn- und Festtags außer der Gasse [der Judengasse] zu gehen, mitgeteilet werde. Nun hat sich dieser Mann um die Angelegenheiten der Eisenachischen und Apoldischen Kaufleute jederzeit besonders bemühet, sodaß Durchlaucht der Herzog ihm wohl einige Distinktion und Gnadenbezeugung von ihrer Seite möchten widerfahren lassen; da sie aber nicht gerne durch ihre Intercession etwas gegen die Verfassung der Stadt verlangen und so sich entweder einer abschläglichen Antwort aussteller oder einen ansehnlichen Magistrat etwas, wiewohl ungerne, zu gewähren in Verlegenheit setzen wollen, so habe ich den Auftrag erhalten, bei Ew. Wohlgeborn privatim anzufragen, inwieferne Sie glauben, ob und auf was Art für gedachten Juden [gangbare Bezeichnung des Standes] etwas Günstiges zu thun sein möchte. Haben Sie die Gefälligkeit, mich einer baldigen Antwort zu beehren, mich der Frau Großmutter, der Frau Tante und allen werten Angehörigen zu empfehlen, und sich überzeugt zu halten, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung sei Ew. &c. ergebenster Diener J. W. von Goethe." Der gute Oheim meinte, die Sache habe keine Schwierigkeit, da noch kürzlich anderen Juden solche Sonn- und Festtagspässe bewilligt worden seien, und so stand er nicht an, das Privatschreiben ohne weiteres dem Schöffenrat zu übergeben. Aber er hatte sich stark verrechnet. Daß ein Frankfurter Bürger, der noch unter den Advokaten aufgeführt wurde, in fremde Dienste getreten war, bei seinem Besuche den Herzog den regierenden Herren nicht vorgestellt, sich jetzt gar hatte adeln lassen, vielleicht auch anderes,

bestimmte die Mehrheit der Schöffen zu dem Vorschlage, das Schreiben nach genommener Abschrift dem Senator Textor wieder zustellen zu lassen. Demgemäß ward denn auch vom Senate verfügt. Die einfache Zurückstellung des Briefes war schon auffallend, noch merkwürdiger, daß man den Brief einschließlich der Grüße an die Verwandten abschreiben ließ, da doch eine einfache Angabe des Gesuchs in den Akten genügte. Der Senat ahnte nicht, daß er dadurch gleichsam den Botendienst für den sonst wohl unbekannt gebliebenen Brief an die unzähligen Verehrer seines größten Landsmannes übernahm; denn Kriegk hat ihn aus den Akten mitgeteilt.

Im Herbste hatte Frau Aja die Freude, ihre beiden Enkelinnen in Begleitung der Eltern bei sich zu sehen. Der älteste Sohn Starcks, das Patenkind des Stadtschultheißen, wurde nach seiner Rückkehr als Dr. juris am 8. November desselben Jahres unter die Advokaten aufgenommen. Auf das folgende Jahr wählte man den Oheim zum jüngeren Bürgermeister. Doch schon am 18. April wurde der Familie das Haupt entrissen; die würdige Frau Stadtschultheißin verschied. Ihr Bildnis zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Enkel, dem Dichter: große, bedeutende Augen, strengen Herrscherblick und eine hohe, mächtige Stirn. Der zweite Sohn Starcks wurde in diesem Jahre vom Herzog von Weimar zum Kommerzienrate ernannt: wir wissen nicht, auf welche Veranlassung, vielleicht infolge eines für den Herzog betriebenen Geschäftes; kaum dürfte eine persönliche Verwendung Goethes stattgefunden haben. Resident des Herzogs war in Frankfurt der nassau-usingische Legationsrat Johann Karl Philipp Riese. Die Geburt eines Sohnes Schlossers aus zweiter Ehe am 29. Januar 1784 (er erhielt den beliebten Namen Eduard) ward von der Frau Rat mit jubelnder Freude begrüßt. Am 14. März 1786 wurde dem Ratsschöffen noch eine Tochter

geboren. Während Goethes italienischer Reise bezog sein Neffe Johann Wolfgang Textor die Hochschule Altorf; er ward am 30. April 1787 immatrikuliert. Schlosser, der Schwiegersohn der Frau Rat, kam jetzt erst nach Karlsruhe. Starcks zweiter Sohn ward in demselben Jahre Weimarischer Hofrat. Oheim Textor rückte am 14. April 1788 auf die Schöffenbank. Das Geschäft der Frau Melber war indessen immer mehr zurückgegangen, diese in solche Geldnot geraten, daß sie von ihrer Schwester, Goethes Mutter, nach und nach 5000 Fl. leihen mußte. 1787 heiratete ihre zweite Tochter (die erste blieb ledig) den Handelsmann Christian Paul Kutter, der aber kein eigenes Geschäft besaß. Am 1. November 1788 verkaufte Frau Melber ihre beiden Häuser für 31 000 Fl. im 24-Guldenfuße an das Wollwarengeschäft Moscherosch & Hahn. Der Frau Rat zahlte sie 300 Gulden; diese erließ ihr die Hälfte ihrer Schuld und bestimmte, daß die noch rückständigen 2200 erst nach dem Tode der Frau Melber fällig sein sollten. Ein Jahr vorher war der Erbteilung wegen die großväterliche Besitzung auf der Friedbergergasse verkauft und zu einem Waren- und Marktplatze eingerichtet worden.

Bald nach seiner Rückkunft aus Italien, am 13. Juli 1788, schloß Goethe in halber Verzweiflung seine natürliche Ehe mit einer derben Thüringerin, der mittellosen vierundzwanzigjährigen Johanna Christiane Sophie Vulpius *), die

*) Sie war die Tochter des Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius, der bereits im März 1786 gestorben war, aber schon mehrere Jahre vorher wegen schlechter Führung seine Stelle hatte niederlegen müssen. Ihr zwei Jahre älterer Bruder Christian August hatte in Jena Jura, Geschichte und Diplomatik getrieben, war aber, um sich und ein paar Geschwister zu erhalten, seit 1784 als Schriftsteller aufgetreten, ja bereits 1783 hatte er ein Festspiel „Oberon und Titania" gedichtet zur Feier der Geburt des Erbprinzen. Goethe hatte ihm Unterstützung verschafft, aber während der italienischen Reise ihn aus den Augen verloren. Christiane

ihm Weihnachten 1789 einen Sohn, Julius August Walther, schenkte; nur den mittleren Namen erhielt er von seinem Paten, dem Herzog Karl August. Kurz vorher, am 3. November, traf die Familie Textor das Unglück, daß des Oheims zweiter Sohn, Johann Kaspar, als Lieutenant bei der Stadtgarnison, sich erschoß; er und sein jüngerer Bruder hatten sich dem Stande ihres Oheims Schuler gewidmet. Dagegen ergriff der jüngste Melber das Apothekergewerbe, wohl schon mit der Absicht, sich später der Arzneikunde zu widmen; er ging auf drei Jahre in die Hofapotheke zu Darmstadt, die jetzt Johann Heinrich Mercks Vetter und Schwiegersohn, der preußische Kammerassessor Johann Anton Merck, besaß, der unter Leitung seines Oheims naturwissenschaftliche Studien getrieben, auch mit Physik und Chemie sich beschäftigt hatte. Des Schöffen ältester Sohn vollendete in Jena seine juristischen Studien. Goethe kam nach seiner Rückkunft aus Italien mehrfach nach Jena; von einer Berührung mit seinem Vetter wissen wir nichts, was sich kaum daraus erklärt, daß er im Jahre 1790 mehrere Monate von Weimar abwesend war. Als Johann Wolfgang Textor am 14. September mit seiner Abhandlung: „De jurata specificatione loco inventarii exhibita“ in Jena promovierte, befand sich Goethe noch auf der schlesischen Reise, von welcher er erst am 6. Oktober wieder in Jena eintraf. Acht Tage später kam Christiane mit einem toten Kinde nieder. In Frankfurt wurde Dr. Textor unter die Advokaten aufgenommen. 1791 starb das jüngste Kind des Schöffen.

Den 22. April 1792 heiratete die jüngste, zwanzigjährige

überreichte ihm eine Bittschrift ihres augenblicklich zu Nürnberg in großer Bedrängnis lebenden Bruders. Sie gab sich Goethe hin, nachdem er fest versprochen, ihr treu zu bleiben. Und dies Versprechen hat er gehalten, sein Verhältnis zu ihr als natürliche Ehe betrachtet.

Melber den im fünfunddreißigsten Jahre stehenden Arzt Dr. Johann Georg Neuburg. Dieser sehr ausgezeichnete Mann war der Sohn eines armen Juden, der seinen Vater früh verloren hatte; schon 1782 hatte er in Göttingen aufs glänzendste promoviert, aber in Frankfurt wurde er erst im Jahre 1791, nachdem er sich zum Christentume bekannt, unter die Ärzte aufgenommen. Der Advokat Dr. Johann Wolfgang Textor vermählte sich mit der im achtzehnten Jahre stehenden Tochter des Handelsmannes Wörner, Wilhelmine Justine. Beide Paare konnte Goethe freundlich begrüßen, als er im August desselben Jahres nach Frankfurt kam, jubelnd von der Mutter begrüßt, welche, wie innig sie auch bedauerte, daß ihr „Hätschelhans“ statt einer Frau nur ein „Liebchen“ habe und sie die Geburt seiner Kinder nicht im Anzeigeblatt verkünden dürfe, doch seinen August großmütterlich liebte und seiner Christine, die den Wolfgang so glücklich machte, nicht gram sein konnte. Leider rief der Herzog diesen rascher, als er gedacht, zu sich ins Lager der Verbündeten bei Longwy. Während des so entsetzlichen wie schmachvollen Rückzuges des preußischen Heeres aus dem unseligen Lager bei Hans starb in Frankfurt am 21. September der Schöffe Textor, von dessen noch lebenden Söhnen der eine Advokat war, der andere bei der Stadtgarnison stand, die beiden jüngern noch auf der Schule sich befanden. Die Freunde dachten daran, Goethe selbst, als Nachkommen des Schultheißen, in den Rat zu bringen, und sie ließen durch die Mutter bei ihm anfragen, ob er die Stelle annehmen würde, wenn die goldene Kugel unter den drei Gewählten für ihn entschiede. Bei den Fortschritten der Franzosen am Rhein und Main mußte er darauf verzichten, persönlich dafür zu danken; denn die Antwort konnte nur ablehnend ausfallen, da er den Zuständen seiner Vaterstadt, die sich ihm vor zehn Jahren nichts weniger als freundlich gezeigt

hatte, ganz fremd geworden war und ihm zu Weimar als Lohn für sein länger als zehnjähriges Wirken von der Gnade des Herzogs eine Stellung geboten worden, die seinen Wünschen ganz entsprach. Da die Mutter von Jacobi gehört hatte, ihr Sohn sei in Weimar zurück, der Herzog ihr sagte, er habe diesen nach Weimar eingeladen, schrieb sie ihm am 14. Dezember. Sie riet ihm ab, bei der zweifelhaften Lage Frankfurts die weite Reise zu machen. „Willemer [der den Entschluß gefaßt hatte, nach dem Tode seiner Frau seine Stelle als Rat aufzugeben] hat endlich der Ratsstelle entsagt. Bei der Gelegenheit kam nun abermals die alte Frage an mich, ob ich denn noch keine entschiedene Antwort von dir erhalten hätte." Sie könne selbst ihm nicht raten, seine Stelle zu verlassen, da er jetzt Freiherr sei, doch möge er aus Achtung für seine ihm wohlwollenden Freunde antworten. Übrigens sei Metzler an Textors Stelle gewählt. Die Antwort an die Mutter erfolgte am 24. Dezember. Es fällt auf, daß in dieser des jüngsten Melber nicht gedacht wird, der schon am 8. Mai, vor Goethes Abreise an den Rhein, zu Jena als Mediziner immatrikuliert worden war. Auch sonst findet sich bisher keine Spur, daß dieser während der zwei Jahre, die er in Jena weilte, sich mit Goethe berührt habe. Doch auch einer Verbindung des Studenten Textor mit Goethe wird nicht gedacht. Dieser kam, war er auch im Jahre 1793 längere Zeit von Weimar fern, doch mehrfach nach Jena, und daß Melber dort studierte, konnte ihm nicht unbekannt sein. Auf der Reise zur Belagerung nach Mainz und nach der Übergabe der Stadt verweilte er einige Zeit in seiner Vaterstadt. In Heidelberg traf er mit Schlosser zusammen, der eben seine und Corneliens jüngere Tochter verloren hatte. Noch persönlicher wurde Goethe am 3. Dezember durch den raschen Tod seiner eigenen, am 22. November geborenen Tochter angegriffen, wie denn jeder

Verlust eines Kindes ihn zu rasendem Schmerz aufregte. In Frankfurt war dem Dr. Textor am 21. September eine Tochter, Maria Margareta Eleonore, geboren worden, welche die beiden ersten Vornamen von der Großmutter erhielt.

Zur höchsten Freude der Frau Rat verlobte sich Anfang 1794 Corneliens Tochter Luise, die ihr allein von einer teuern und ewig geliebten Tochter übrig geblieben, mit einem Freunde von Stolberg und Jacobi, dem siebenundzwanzigjährigen Königsberger Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, der einer Anstellung entgegensah; er hatte Goethes Nichte bei Jacobi kennen gelernt. Schlosser legte seine vor mehreren Jahren angetretene Stelle als Direktor des Hofgerichts nieder und zog vorläufig nach Ansbach. Am 14. September verwendete sich die Frau Rat Goethe für den Advokaten Dr. Johann Wolfgang Starck bei ihrem Sohne. Sie fragte an, ob er für ihn keinen Rat wisse. „Dieser ist sein Vaterland müde und satt", schrieb sie. „Alle Kabalen, die ihm gespielt werden, zu erzählen, wie die schlechtesten Subjekte ihm vorgezogen werden, wäre zu weitläufig. Er möchte gern in ein ander Land als Amtmann — oder was er nur sein könnte, wenn es auch nur 500 Fl. eintrüge. An Schlosser will ich auch schreiben. Freilich mußt du ja niemand von Verwandtschaft ins Weimarische bringen. Das setzt kein gutes Blut. [Sie wußte, wie sehr ihm solche Familiengesuche zuwider waren.] Auch ist das meine Meinung nicht, sondern vielleicht nach Dessau [wo der Goethe kaum von früher bekannte Johann Jost v. Loen, Sohn des 1765 in den Ruhestand getretenen, 1776 erblindet gestorbenen Präsidenten, 1779 sich mit der Tochter des Fürsten vermählt hatte] oder sonst. Genug, er hat mich sehr darum gebeten — und ich lege es so hin." Aber schon zwei Monate später meldete sie: „Der Vetter Wolfgang Starck braucht deine Hilfe nicht; er hat sich selbst eine Charge zugeteilt. Er hat ein Weib

genommen, und sitzt deswegen, gut oder schlimm, in Frankfurt fest.“ Er hatte die sechzehnjährige Ottilie Fritsch geheiratet. Zehn Tage später starb dessen Mutter, die zweitjüngere Schwester der Frau Rat. Den Tod derselben meldete Goethes Mutter am 8. Dezember im Namen des Gatten, des Pfarrers, der im Schreiben nicht sehr geübt sei. Der vierte Sohn des Schöffen, Friedrich Karl Ludwig, hatte schon 1792 als Sekundaner eine Lokalposse „Der Prorektor“ handschriftlich verbreitet, die einen Unterrichtstag der Frankfurter Sekunda launig darstellte, und darin den Prorektor Johann Jakob Gottlieb Scherbius, der einst Goethe lateinische Stunden gegeben hatte, nach dem Leben abschilderte. Die Posse ward erst in den zwanziger Jahren nach manchen Auslassungen und Abschwächungen, die man zur Schonung noch lebender Personen für nötig gefunden hatte, mit der thatsächlich falschen Jahreszahl 1794 gedruckt. Eine zweite Ausgabe erschien 1839 mit einer Vignette und einigen Zugaben. Damals hatten längst andere Frankfurter Lokalpossen, besonders von Malß und Gräff, auf der Bühne ihr Glück gemacht. Der Possendichter ging wohl 1794 vom Gymnasium ab, bei dem Scherbius noch vier Jahre thätig war. Zu derselben Zeit erhielt in Jena der junge Melber die medizinische Doktorwürde nach Verteidigung seiner Abhandlung: „De febre putrida ex principiis Bruonianis explicata.“ Die Erregungstheorie von Brown, die erst vor wenigen Jahren in Deutschland bekannt geworden, hatte auch ihn lebhaft angesprochen. Daß er Goethe seine Abhandlung mitgeteilt hätte, der an dem lebhaften Streben seines begabten jüngsten Vetters herzlichen Anteil hätte nehmen müssen, wird durch nichts bezeugt. Was diesen abgehalten, sich an den berühmten Vetter zu wenden, dessen Mutter seiner eigenen Mutter so wohl wollte, wissen wir nicht. Melber begnügte sich nicht mit dem erworbenen Titel, der ihn zum Eintritt unter die

Ärzte seiner Vaterstadt befähigte, der Ruf des großen Klinikers Johann Peter Frank zog ihn nach Pavia, und er folgte dem verehrten Lehrer im nächsten Jahre nach Wien, wohin dieser als Leiter des allgemeinen Krankenhauses berufen worden war, doch sah er sich vorher noch in Italien zur Bereicherung seiner ärztlichen Kenntnisse um. In Wien gelang es ihm auch, als Praktikant Zutritt zu dem sonst den Ausländern verschlossenen großen Gebärhause zu erhalten.

Am 1. Mai 1795 verkaufte Goethes Mutter, wie der Sohn ihr schon lange geraten hatte, ihr Haus auf dem Hirschgraben; die Ankäufer waren Johann Gerhard Blum und dessen Braut Susanna Maria Soldan. Ihre Kinder mußten ihr hierzu Vollmacht geben. Vom Verkauf ihrer Baumwiesen und ihrer Weine schenkte sie Wolfgang zweitausend Gulden, übernahm auch den Teil eines Kapitals, das sie früher mit dem Pfarrer Starck gemeinsam besessen hatte, da dieser des Geldes zur Aussteuer der beiden Söhne bedurfte. Den 5. Juni vermählte sich Luise Schlosser zu Ansbach mit Nicolovius, der fürstlich-bischöflich Lübeckischer Kammersekretär zu Eutin geworden war. Goethe freute sich unendlich, als seine Christiane ihn am 1. November mit einem zarten Knaben beschenkte, obgleich er auf ein Mädchen gehofft hatte, das er, wie er launig gegen den wider seine Christiane erbitterten Schiller äußerte, dem Sohne seines verbündeten Dichters zur Gattin heranbilden wollte. Als auch dieses Kind ihm schon am 17. entrissen wurde, war sein Schmerz noch entsetzlicher als bei den früheren gleichen Unfällen.

Jubelnde Freude ergriff die Frau Rat, als sie die Kunde von der glücklichen Niederkunft ihrer Enkelin in Eutin erhielt. „Nun danket alle Gott mit Herz, Mund und Händen, der große Dinge thut“, schrieb sie am 5. April 1796. „Ja wohl, an euch, an mir, an uns allen hat er sich aufs neue als den

manifestiert, der freundlich ist und dessen Liebe ewig währet. ... Und glückliches Knäblein! die Erziehung solcher vortrefflichen Eltern und Großeltern [Schlosser war auch nach Eutin gezogen] zu genießen." Der Knabe hatte zu den Vornamen des Großvaters Johann Georg noch Eduard als Rufnamen erhalten. Eine zweite Tochter, Auguste Karoline Wilhelmine, ward am 8. Mai dem Dr. Textor geboren. Melber war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und unter die Ärzte aufgenommen worden. In der Nacht auf den 14. Juli wurde Frankfurt von den Franzosen so schrecklich beschossen, daß es einhundertundvierundsiebzig Häuser verlor, fast die ganze Judengasse abbrannte; die neue Anlage auf dem ehemals großväterlichen Besitztum wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Nach der Übergabe hatte man die Stadt aufs schlimmste gebrandschatzt; sie sollte acht Millionen Livres zahlen, anderthalb Million Tuch und Zeug und eine Menge Lebensmittel liefern. Obgleich die Bürgerschaft mit größter Bereitwilligkeit zu den ungeheuren Summen beitrug, war die volle Zahlung nicht zu leisten. Unter den Geiseln, die man deshalb nach Frankreich abführte, befand sich der Schöffe Schlosser. Erst am 3. September zogen die Franzosen ab; noch ein Vierteljahr dauerte es, ehe die Geiseln entlassen wurden. Es waren das schlimme Zeiten für einen auftretenden jungen Arzt. Am 21. starb der Pfarrer Starck, dessen „Gemeinplätze und Wiedergeburten" die Frau Rat oft recht gelangweilt hatten, so daß sie seinen sonntäglichen Frühpredigten ihr warmes Bett vorzog. Dagegen hatte es sie gefreut, daß derselbe kurz vorher zur Zahlung der Frankfurt aufgelegten Kriegszahlung seine schöne Münzsammlung hergab. Vier Tage vor dem Tode des Pfarrers hatte dessen Sohn, der Pfarrer in Lüdesheim war, die Jungfer Franziska Maria Sophia Grauel geheiratet, obgleich seine erste Frau erst anfangs Juni in Frankfurt verschieden war.

Zu Dessau lernte Goethe anfangs Januar 1797 den schon erwähnten, mit der Prinzessin Agnes von Anhalt-Dessau vermählten v. Loen kennen. In den „Jahr- und Tagesheften" berichtet er, die Familie v. Loen habe sich ihm damals als eine angenehme, zutrauliche Bekanntschaft gezeigt und man habe sich an den Erinnerungen der frühesten Frankfurter Zeiten ergötzt. Das Tagebuch gedenkt ausdrücklich nur des Besuches dieses Herrn v. Loen am Morgen des 4.; er hatte seinen Frankfurter Verwandten schon am 3. bei Hofe getroffen. Zu Frankfurt starb am 31. April Neuburgs Gattin im sechsundzwanzigsten Jahre mit Hinterlassung einer vor drei Jahren geborenen Tochter und eines Sohnes. Anfangs Juni verzichtete die Frau Rat für den Fall, daß Wolfgang vor ihr sterben sollte, auf seine Erbschaft, da er in seinem Testamente vor der nach Italien festgesetzten Abreise zugunsten der Seinigen verfügen wollte. Den 17. empfahl die Mutter einen jungen Juristen, der im Herbst die Universität Jena beziehen wollte, zu einem Freitisch. In demselben Briefe sprach sie ihre große Freude über seine Ankündigung aus, daß sie in einem seiner Werke vorkommen solle. Den 3. August langte Goethe morgens um acht Uhr in Frankfurt an. Zwölf Stunden später trafen die muntere Christiane und sein August ein, die bei der Mutter die herzlichste Aufnahme fanden. Daß diese von seinem Freunde, dem freisinnigen preußischen Geheimrat v. Willemer, und dem Ratsherrn Stock und dessen Gattin freundlich begrüßt wurden, setzte ihn in die heiterste Stimmung. Die Seinigen verließen Frankfurt bereits am Nachmittag des 7.; er selbst blieb drei volle Wochen. Außer der sechsundsechzigjährigen Mutter fand er noch die nur drei Jahre jüngere Tante Melber, den Major Schuler und den freilich sehr leidenden Schöffen Schlosser. Von den Vettern waren zwei Advokaten, zwei praktische Ärzte, einer Oberlieutenant. Der Dichter des

„Prorektor“ sollte im Herbste nach Tübingen gehen, um dort seine Studien zu vollenden und als akademischer Lehrer der Rechte aufzutreten. Die Seinigen freuten sich seiner Vaterstadt. Mittags aß er mit ihnen und der Mutter im Gasthofe „Zum Schwan“; den 4. und 5. fuhr er mit ihnen um die Stadt und nach Sachsenhausen; am 6. sahen sie zusammen die Parade. Das Tagebuch berichtet vom 11.: „Visiten bei den Verwandten“, am 13.: „Nach Tische Melber; seine Geschichte vor dem Inquisitionsgerichte in Parma“, am 15.: „Früh [kam] Major Schuler und Frau; verschiedene Geschichten und Vorfälle vom Bombardement. Nach Tische Dr. Textor und seine Frau.“ Den Verwandten scheint er die Seinigen nicht vorgestellt zu haben, nur den Freunden, bei denen er eine freisinnigere Beurteilung erwarten konnte, die auch die Mutter ihm entgegenbrachte. Goethe fand diese jetzt ganz heiter in ihrer bequemen, geräumigen und prächtig gelegenen Mietwohnung im „goldenen Brunnen“. Mit ihr besprach er auch ihre Vermögensverhältnisse; er riet ihr größere Vorsicht in der Anlage ihrer Gelder, da sie durch höhere Zinsen sich hatte verleiten lassen, zu wenig auf gehörige Sicherheit zu achten. Eine unendliche Freude machte er der Frau Rat durch die Vorlesung des Gedichtes „Hermann und Dorothea“, dessen Handschrift ihn begleitete; hatte er doch sie selbst, wie er ihr schon brieflich mitgeteilt, in Hermanns Mutter dargestellt, und der in der Dichtung wehende Geist war der ihrige. Am 25. morgens nach sieben Uhr verließ er Frankfurt, das er bei der Rückkehr wieder besuchen wollte. Auf der Reise hielt er sich auch einige Zeit in Tübingen auf, wo er die meisten Universitätsprofessoren kennen lernte. Seinen Vetter, der bald nach Tübingen kommen und nach Beendigung seiner Studien sich als Lehrer an der Hochschule versuchen sollte, dürfte er kaum den juristischen Professoren, von denen er die

beiden Gmelin kennen lernte, empfohlen haben. In das Album ist Textor unter dem 3. November eingetragen. Goethe war auch auf der Rückreise kurz vorher vom 29. Oktober bis zum frühen Morgen des 1. November in Tübingen. Leider sollte sein Plan, auf der Rückreise wieder die Mutter zu besuchen, nicht in Erfüllung gehen. Aber Christiane und August erfreuten sie durch Briefe, welche sie auf das wärmste erwiderte. „So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnüglich und herzlich war sie doch“, schrieb sie.

Schon am 11. September war der Schöffe Schlosser gestorben, dessen beide Söhne bald die Hochschule besuchen sollten. Die Familie Nicolovius wurde in diesem und dem folgenden Jahre mit einem später Goethe nahetretenden Sohne Franz gesegnet. Der zweite sechsunddreißigjährige Sohn Starcks, der Weimarische Hofrat, heiratete 1798 die Jungfer Anna Maria Petsch. Gleich nach dem Tode des Schöffen Schlosser hatte man in Frankfurt den Gedanken gefaßt, dessen Bruder, der in Eutin zurückgezogen lebte, in die Dienste der Stadt zu ziehen, was aber nur auf besonders ehrenvolle Weise geschehen konnte. Man berief ihn als Syndikus, nachdem man in Wien die Erlaubnis erwirkt hatte, von der vorschriftsmäßigen Kugelung Abstand zu nehmen. Am 20. Oktober 1798 verließ er Eutin und kehrte mit der Gattin und den beiden Kindern zweiter Ehe nach seiner Vaterstadt zurück. Leider hatte seine Gesundheit so sehr gelitten, daß man ihn nicht mehr erkannte und er häufig krank war; besonders war seine Lunge angegriffen. Große Freude hatte die Mutter, daß Wolfgang mit ihm recht gemütlich über seinen neu anzulegenden Garten brieflich verhandelte. Frankfurt erlebte schon im folgenden Jahre an Goethes Geburtstage eine neue Brandschatzung von den Franzosen. Als diese im Oktober sich wieder der Stadt näherten, zog Schlosser, der auf die Nachricht davon aus seinem

Garten eilte, sich eine starke Erkältung zu; er fiel in ein hitziges Fieber, das, da er anfangs keinen Arzt nehmen wollte, ihn schon am 17. Oktober hinraffte. Die Mutter teilte die Trauerkunde Goethe im Namen der Hinterbliebenen mit. „Sie bitten um die Fortdauer deiner Freundschaft", schrieb sie; „auch ersuchen sie dich, es Herder, Wieland, und wer ihn etwa sonst gekannt hat, bekannt zu machen." Das traurige Familienereignis brachte im nächsten April Nicolovius zur Ordnung der Familienverhältnisse nach Frankfurt. Die Freude der Frau Rat über ihren Urenkel Eduard war so groß, daß sie im Theater, wohin sie ihn mitnahm, sich nach allen Seiten hin seiner rühmte. Damals schrieb Nicolovius: ihr reicher Lebensquell sei ihm ein wahres Labsal; ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom reiße alles hin. In sehr bedrängter Lage befand sich damals die Familie Melber. Die beiden ältesten Söhne hatten als Handelsleute wenig Glück und Trieb. Am Ende des Jahrhunderts finden wir den zweiten als Sekretär bei der Stiftungslotteriedirektion, der älteste nahm bald darauf die erledigte Stelle eines Zöllners am Allerheiligenthore an. Frau Melber hatte bei sich noch ihre ledige vierundvierzigjährige Tochter Johanna Maria Jacobäa. Der Arzt, der sich ihrer redlich annahm, fand so wenig eine für sein Auskommen hinreichende Thätigkeit, daß er in den beiden ersten Jahren des Jahrhunderts die Redaktion des „Frankfurter Journals" für dreiunddreißig Gulden monatlich leitete. Zu Tübingen hatte endlich der Sohn des Schöffen am 9. September 1799 mit einer Abhandlung: „De supplicio capitali et poenis infamantibus e civitatum foris proscribendis" promoviert. Im nächsten Sommer begann er Repetitorien und Vorlesungen über Zivilrecht zu halten. Schon am 8. Dezember schrieb die Mutter an Wolfgang: „Künftige

Ostern geht dem verstorbenen Schöff Schlosser sein Sohn nach Jena, um Medizin zu studieren, und freut sich hoch auf Jena, aber nicht weniger auf Weimar. Seine Mutter und die ganze Freundschaft empfehlen ihn dir aufs beste." Von der am Anfang des nächsten Jahres Goethe befallenden tödlichen Krankheit erfuhr die Mutter erst, nachdem die Gefahr vorüber, durch Christiane. „Liebe, liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken vor alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohn erwiesen haben", erwiderte sie. „Gott sei Ihr Vergelter! Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt. Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben, und er wird Ihr beider Wohlsein zu meinem größten Trost bis in die spätesten Zeiten erhalten. Amen." Sie machte darauf ihrem Wolfgang ein Geschenk mit tausend Gulden. Bald darauf zeigte sie ihm an, daß Ostern der zweite Sohn vom Schöffen Schlosser (Christian) und im Herbst der Sohn des Syndikus Schlosser (Eduard) die Hochschule Jena besuchen würden. Den 16. Mai dankt sie Wolfgang im Namen der Frau Schöffe Schlosser sehr herzlich für die „überaus gute" Aufnahme ihres Sohnes. „Der hat ihr einen Brief geschrieben, der so herrlich, so vortrefflich und von oben bis unten aus von deinem Lobe voll war. Der junge Mann ist über deine Unterhaltung mit ihm entzückt und fühlt sich in deiner Nähe ganz glücklich." Nach dem Tagebuch hatte Goethe zu Jena am Abend des 28. Mai Schlosser bei sich zu Tische. Nach seiner längeren Badereise waren am 19. Oktober zu Jena „der junge Schlosser", am folgenden Tage „der jüngere Schlosser" nach Tische bei ihm. Es war jetzt auch der ältere Sohn des Schöffen, der Jurist Friedrich Schlosser, von Halle gekommen. Am 29. schrieb die Mutter: „Es sind jetzt drei Schlosser in Jena, die alle eine große Zuversicht und Vertrauen auf dich haben. Ich bin überzeugt, daß, wo du ihnen mit Rat und Freundschaft

dienen und ihnen nützlich sein kannst, du es ohne meine Bitte thun wirst.“ In einem Briefe an Jacobi vom 23. November äußerte Goethe, der Sohn seines Schwagers, des Syndikus, scheine ihm den Vater nicht zu verleugnen; er habe einen geraden Sinn und Lust an der Erfahrung. Von den Söhnen des Schöffen sei der ältere eine ruhige, verständige Natur, der andere „ein kleiner Enragé für die neueste Philosophie“, und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß er und Schelling ihr Wunder daran sähen. Die drei Schlosser blieben bis Ostern 1803 in Jena und waren Goethe sehr ergeben, auch Christian. Von ihm schrieb Goethes Mutter, er sei sehr überspannt, glaube beinahe mehr zu wissen als alle Menschen; da Wolfgang viel bei ihm gelte, möge er alles thun, um ihn abzuspannen.

In Frankfurt finden wir im Jahre 1801 in der dritten Stabscompagnie außer dem Major Schuler, der auch Senior des Witwen- und Waiseninstituts der Oberoffiziere war, als Premierlieutenant den dritten Sohn des Schöffen Textor, Georg Adolf, der Friederike Katharina Hey, die Tochter des Burggrafen von Wilhelmsbad, geheiratet hatte, dann als Premierlieutenants der dritten und fünften Kreiskontingentscompagnie, von denen nur die erste im Felde stand, Johann Kaspar Schuler, der sich schon 1792 vermählt hatte, und Johann Jost Schuler. Ein Fähnrich Ferdinand Schuler bei der sechsten Kreiskontingentscompagnie scheint ein Vetter gewesen zu sein. Der Lieutenant Christian Wilhelm Textor bei der ersten muß zu einer nichtverwandten Familie gehören, aus welcher ein Hauptmann David Textor im Mai 1767 starb. Söhne einer Frau Hauptmann Textor, wohl der Mutter des eben genannten im neunundvierzigsten Jahre gestorbenen, wurde 1796, wie mir Archivar Jung mitteilte, wegen ausgestreuter Pasquillen verfolgt. Am 8. März 1802 wurde der Advokat Textor in den

Rat gewählt, in welchem seit fast zehn Jahren die Familie des Stadtschultheißen sonderbar genug nicht vertreten gewesen war. Dem Premierlieutenant Georg Adolf Textor wurde am 9. September desselben Jahres eine Tochter geboren; er selbst starb schon am 9. Dezember 1803. Sekretär Melber war bereits im vorigen Jahre verschieden. Die Ehe von Nicolovius wurde in den Jahren 1798 bis 1802 mit drei Kindern gesegnet, Heinrich und Ferdinand, und einem Mädchen, das den Namen Cornelie erhielt. Goethe selbst hatte sich unendlich auf das Kind gefreut, mit welchem Christiane ihn im Dezember 1802 beschenken sollte; aber auch dieses starb bereits nach drei Tagen. Die Mutter empfand tief den Schmerz der Eltern, aber das Tröſten habe sie nie leiden können, schrieb sie; von ihr sollten sie keinen Trost erwarten, aber Danksagung an Gott, der sie beide gesund erhalten habe. Dieses teure Kleinod möchten sie wohl bewahren; gute und frohe Nachrichten von ihnen zu erfahren, thue ihrem Herzen gar wohl. Durch Ernestine Voß, deren Gatte seit dem Herbste 1802 in Jena wohnte, erhielt Goethe über seine Nichte nähere Kunde. Ernestine schrieb dieser im Jahre 1804 (der Brief ist ungedruckt): „Vom Onkel lassen Sie mich zuerst erzählen, liebe Luise, der gar große Freude an der unbekannten Nichte hat, die ich ihm als mein Herzblättchen geschildert, und dem ich von Ihrem häuslichen Leben und den raschen Knaben erzählt habe. Aus Ihrem letzten Briefe habe ich ihm auch mitgeteilt, als er einmal recht Sinn für so was hatte. Da sagte er wirklich recht gerührt, er erkenne in der Tochter die Seele der Mutter, sogar in Ihren Schriftzügen die Hand der Mutter. Ich solle Ihnen sagen, er sei kein Rabenonkel, aber schreiben, das wäre eine Sache, die selten bei ihm ausgeführt würde. Herzlich solle ich Sie grüßen, Sie und Ihren Mann, und Ihnen sagen, er sähe Sie gar gern einmal in Ihrem

häuslichen Kreise; aber die Reise über die Heide schrecke ihn. Er ist wirklich allerliebst, wenn er hier in Jena ganz aus seinem steifen Berufe heraus ist und, in seinen langen Mantel gehüllet, mit der Zauberlaterne in der Hand, in unsere Stube tritt." In etwas abweichender Weise erzählt Ernestine dies später in ihren gedruckt erschienenen Erinnerungen. Fritz Schlosser kehrte im Herbste 1803 aus Göttingen, wohin er sich von Jena begeben hatte, als Dr. juris nach seiner Vaterstadt zurück, wo er unter die Advokaten aufgenommen ward. 1804 wurde der so thätige wie tüchtige Dr. Melber nicht ohne Empfehlung der Frau Rat, deren Arzt er war, zu der seit dem vorigen Jahre erledigten Stelle eines Stadtaccoucheurs berufen, deren Besetzung durch einen Chirurgen einst Goethes Großvater auf Veranlassung eines bei seinem ersten Enkel vorgefallenen Versehens der Hebamme gegen den Einspruch des Collegium graduatorum, Senckenberg an der Spitze, durchgesetzt hatte. Am 23. Juni starb der Weimarische Hofrat Dr. Starck, was Goethes Mutter am 20. Juli ihrem Sohne mit den Worten anzeigte: „Wenn Hofrat Starck etwa noch im Weimarischen Kalender steht, so lasse ihn ausstreichen; denn er lebt nicht mehr." In demselben Jahre heiratete Schulers zweiter Sohn.

Zu Tübingen meldete sich der Privatdozent Textor, der vier Jahre lang über das Zivilrecht gelesen hatte, am 15. Juli 1805 bei dem Herzog von Württemberg zu einer außerordentlichen Professur. Die Fakultät erklärte sich gegen seine Beförderung, da er, wenn er auch, wie es heiße, nicht ohne Beifall Vorlesungen gehalten, doch nichts geschrieben, auch im praktischen Fache sich gar nicht geübt habe. Er hatte sich vorher mit der Tochter eines Tübinger Handelsmannes und Gerichtsverwandten, der siebenundzwanzigjährigen Sophie Friederike Geß, verheiratet, die ihm am 18. Februar 1806 einen

Sohn brachte, dessen Vornamen Wilhelm Karl er vom Schwiegervater und sich nahm. In demselben Jahre wurde Nicolovius sein Sohn Alfred geboren, der später Goethe der liebste Verwandte werden sollte. Wenn Schillers Sohn Ernst ihn halb komisch, aber doch bedeutend fand, so verkannte dieser sein warmes, von reinster Menschlichkeit erfülltes Herz und seine hohe geistige Begabung, welche heiteres Leben um sich zu verbreiten wußte und das bei allem scharfen Spotte ihn beseelende edle Wohlwollen. Für Preußen und Weimar ward das Jahr äußerst unglücklich. Aber gleich nach der Plünderung der Stadt Weimar ließ sich Goethe mit seiner Christiane kirchlich trauen, was der Mutter unendliche Freude machte, die sich nun der Frau Geheimrat öffentlich als ihrer lieben Tochter rühmen und ihres August, dem so lange seine uneheliche Geburt schwer auf dem Herzen gelegen hatte, inniger als je freuen durfte. Leider war auch in ihrer Vaterstadt eine neue, ihr höchst unliebsame Ordnung der Dinge gewaltsam eingetreten. Frankfurt ward am 1. August dem Fürsten Primas des Rheinbundes zugewiesen, was die völlige Umgestaltung der gesamten Verwaltung zur Folge hatte. Ein Stadt- und Landgericht trat an die Stelle der Stadtämter; Fritz Schlosser ward zum Rate desselben ernannt. Das Schöffengericht wurde Appellhof, das Oberappellationsgericht kam nach Aschaffenburg. Ende März und anfangs April 1807 war Christiane zu höchster Freude der Frau Rat vierzehn Tage in Frankfurt. „Du kannst Gott danken!“ schrieb sie nach deren Abreise am 17. April 1807 ihrem Sohne. „So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über alles, was dich angeht. Und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten; es war eine solche Herzlichkeit unter

ihnen, die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können."

Am Lazarettfieber starb den 26. März 1807 Eduard Schlosser in Königsberg als Oberchirurg, betrauert von allen, die den strebsamen und tüchtigen jungen Mann kannten. Goethes Mutter schrieb am 2. Mai: „Das feierliche ‚Andenken' an die verstorbene Herzogin-Mutter hat mir und allen, denen ich es mitteilte, außerordentlich gefallen, besonders der Schluß, welcher der guten Syndikus Schlosser ein Tropfen Balsam in ihre geschlagene Wunde war. Sie hat ihren einzigen Sohn im thätigen Laufe seines Berufs am Nervenfieber verloren. Sie grüßt dich herzlich, dankt vor deine Werke, die ihr und ihrer Tochter viel Vergnügen gewähren. Daß sie nicht selbst schreibt und dankt, wirst du ihr gewiß unter diesen Umständen verzeihen." Auch ihr hatte Goethe den ersten Band der neuen Ausgabe seiner Werke geschickt; sie war ja eine seiner ältesten Freundinnen. Der dem Privatdozenten in Tübingen am 28. Mai geborene Sohn Wolfgang Friedrich Alexander starb schon im vierten Monate. In demselben Jahre verschied der Kaufmann Hoffmann, den seine Gattin, die Tochter der Schwester der Frau Rat, überlebte. Weiteres über diese der Frau Rat einst so ärgerliche Verbindung ist mir nicht bekannt. Im Frühjahr 1808 hatte Goethes Mutter noch die Freude, den nach Heidelberg zum Studium der Rechtswissenschaft reisenden August bei sich zu begrüßen; wenige Monate später, am 13. September, verschied sie. Erst nach ihrem Tode wandten Nicolovius und dessen Gattin vor ihrer Versetzung nach Berlin sich an Goethe, der ihnen dankte, daß sie, da das alte Band sich aufgelöst, ein neues anknüpfen wollten. Als Goethes Sohn und Gattin der Erbteilung wegen nach Frankfurt kamen, wohnten sie bei der Witwe des Schöffen Schlosser, dessen beide Söhne den Dichter verehrten. Hier wie bei den Verwandten und Freunden fanden

sie die zuvorkommendste Aufnahme. Alle hatten beide herzlich gern, wie ein schöner Brief von Henriette Schlosser beweist. Diese verlobte sich am 9. April 1809 mit dem Kaufmann David Hasenclever in Ehringhausen. Nach der am 20. August gefeierten Hochzeit folgte ihnen die Mutter, welche in ihrer Nähe zu Düsseldorf ihre Wohnung nahm. Der letzte Schwager der Frau Rat, Oberst und Stadtkommandant Schuler, starb am 19. Juli 1810.

Goethe hatte die Betreibung seiner Frankfurter Angelegenheiten dem so umsichtigen wie rechtsgewandten Neffen Fritz Schlosser übergeben. Seine Vermittelung nahm er auch in Anspruch, als er bei Abfassung des ersten Bandes seines Lebens genauere Nachrichten über Frankfurt und seine Familie zu erhalten wünschte. Daß dieser, kurz nach seiner am 23. Februar erfolgten Vermählung mit Johanna Sophie du Fay in Wien zum katholischen Bekenntnis übertrat, hatte sein Verhältnis zu ihm nicht gestört. Unter denjenigen, die sonst Goethe Nachrichten über sein erstes Jugendleben lieferten, nahm die alte Tante Melber die erste Stelle ein. Ihre zum Anfang von „Dichtung und Wahrheit" benutzten Berichte über den Vater und v. Loen giebt die Weimarische Ausgabe. In Erwiderung von Goethes Dankbrief bat Schlosser diesen, auch seines Tübinger Vetters zu gedenken. Der Herzog von Württemberg schlug dessen wiederholtes Gesuch um eine außerordentliche Professur ab. Goethe erwiderte am 20. Juli: „Des Herrn Professor Textor in Tübingen werde ich nicht ermangeln gehörigen Orts zu gedenken." Aber da Textor sich weder als Schriftsteller einen Namen gemacht hatte, noch trotz allem Fleiße Erfolge als Lehrer aufweisen konnte, durfte er um so weniger ihn dringend empfehlen, als die Klatschsucht die Anstellung eines Vetters von Goethe an der sehr heruntergekommenen Hochschule Jena leidenschaftlich aufgegriffen haben würde.

Später schickte Rat Textor Goethe zu dessen höchster Freude durch Schlosser ein Paar Handschuhe, wie sie seinem Großvater beim Pfeifergericht überreicht worden waren. Seine Nichte Nicolovius, die ihn im Januar 1810 mit einem herrlichen, ihr schönes Wesen entfaltenden Briefe erfreut hatte, kam am 11. Mai 1811 mit einer dritten Tochter nieder, aber sie selbst starb bereits vier Monate später; sie hinterließ fünf Söhne und zwei Töchter. Auf die Todeskunde erwiderte Goethe in herzlicher Teilnahme dem gebeugten Gatten. „Wenn sie bei so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte“, heißt es hier, „so erinnert sie mich an ihre Mutter, deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhabener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmut über ihre jedesmalige Umgebung schützen konnte.“ Er hatte sich Corneliens Bild wieder auf Anlaß seiner Lebensbeschreibung lebhaft vergegenwärtigt, aber seine getrübte Erinnerung es härter, kälter und der Welt abgewandter sich ausgeführt, als sie wirklich gewesen war.

Erst im Sommer 1814, sechs Jahre nach dem Tode der Mutter, sah Goethe seine jetzt von den Napoleonischen Fesseln des Rheinbundes befreite Vaterstadt wieder. Auf der Durchreise nach Wiesbaden besuchte er weder Verwandte noch Freunde. Während seiner Badekur wurde er von den Brüdern Schlosser, von denen der ältere längere Zeit das Bad gebrauchte, wiederholt zu einem längeren Besuche in ihrem elterlichen Hause eingeladen. Bei diesem suchte die Witwe Schlosser in herzlichster Weise ihm die hingeschiedene Mutter zu ersetzen; ihre nach der Großmutter Maria Susanna benannte Tochter bezeigte sich nicht weniger zuvorkommend, die beiden Söhne wetteiferten in Bezeigung ihrer Verehrung, ja der jüngere, der in Rom katholisch geworden war, begleitete ihn als Reisemarschall nach Heidelberg zu den Brüdern Boisserée. Von andern Verwandten

wurden besonders die alte Tante Melber und deren Sohn, jetzt ein tüchtiger Arzt und Geburtshelfer, der Arzt Neuburg, der während Goethes Kurzeit seine zweite, vor acht Jahren geheiratete Gattin verloren hatte, Rat Textor, dessen Schwester Anna Maria, die Witwe Schuler und die Söhne Starcks besucht*). In sein noch erhaltenes Album trugen sich damals von nähern Verwandten ein, die alte Tante Melber und ihre Kinder, den Arzt Dr. Melber und die Tochter Jacquette. Erstere schrieb: „Schon als Kind, als Jüngling liebte ich Sie; als im Mannesalter die ganze Welt Sie hochschätzte, blieb ich hinter meinen Zeitgenossen hierin nicht zurück. Nichts bleibt mir zu wünschen übrig, als daß Gott Sie lasse so alt werden und so gesund bleiben, als Ihre Sie liebende, noch immer lebhafte Tante." Sie stand damals im neunundachtzigsten Jahre. Der Eintrag des Vetters begann: „Nur die Hoffnung des Wiedersehens lindert die Schmerzen, die Ihr Scheiden allen bereitet, welchen vergönnt war, in Ihrer Nähe zu weilen."

Am 3. April 1815 vermählte sich Dr. Melber mit Jungfer Sabine Karoline Buck, sechzehn Tage später die zweite Tochter des Advokaten Textor mit dem Handelsmanne Johann August v. Bihl. Als Goethe in diesem Jahre wieder nach Wiesbaden kam, wurde er von seinem Jugendfreunde Willemer zu längerem Besuch auf die seit 1796 mit dem Wasserhof von der Stadt gepachtete Gerbermühle oberhalb Frankfurt bei Oberrad eingeladen. Der Ort erinnerte ihn lebhaft an seine besten Jugendjahre; ja er hatte im „Faust" und „Wilhelm

*) In Goethes Tagebuch wird unter den Abschiedsbesuchen auch „Mariane R." genannt, wo „R." einen Zunamen bezeichnen muß. Wäre etwa „R." verlesen statt „T.", und der Name „Textor" abgekürzt, so daß er die unverehelichte Tochter des Schöffen Textor, seines Oheims, eine äußerst herzliche Dame, zuletzt noch besucht hätte?

Meister" ihm als Staffage gedient. Hier weilte er vom 12. August bis zum 18. September, besuchte aber von dort häufig Frankfurt, wohin er während der Meßzeit auf acht Tage übersiedelte. Am 21. August holte ihn von hier sein Jugendgenosse Handelsmann Ph. Nic. Schmidt im Wagen nach dem ihn an so manche vergnügte Jugendtage erinnernden Forsthause ab, wo die Hochzeit der Tochter Neuburgs und seiner verstorbenen Base Melber, der erst zwanzigjährigen Johanna Neuburg, mit dem bedeutenden dreißigjährigen Stadtbaumeister Johann Friedrich Christian Heß gefeiert wurde. Schon von der Gerbermühle aus begrüßte er die Familie Schlosser und Melber, die Tante, deren Sohn und die Tochter. Bei dem längeren Aufenthalte in Frankfurt besuchte ihn auch Frau v. Bihl, deren Adresse „Neukräm im Haus von Jassoy und Bernard" er in seinem Tagebuche sich anmerkte. Von der Senckenbergischen Anstalt und den städtischen Neubauten gaben Neuburg und Heß ihm erwünschte Auskunft.

Im folgenden Jahre kam endlich der Privatdozent Textor, dessen Gattin am 5. November gestorben war, mit seinen drei Kindern nach Frankfurt. Leider hatte er sein Vermögen größtenteils aufgezehrt und sah sich auf den Erwerb von seiner Advokatur und dem Unterricht als Privatlehrer des Rechtes angewiesen. Sein ältester Bruder wurde in diesem Jahre Schöffe. Goethe selbst verlor nach langem schweren Leiden am 7. Juni seine Gattin. Melber wurde am 18. September durch die Geburt eines Sohnes, Friedrich, erfreut. Auch v. Bihls Ehe war nicht unfruchtbar. Goethes Hoffnung, den Rhein in diesem Jahre wiederzusehen, ward gleich im Anfang durch den Umsturz des Reisewagens vereitelt. Im Juni 1817 vermählte sich sein Sohn August mit der Tochter des verstorbenen Majors v. Pogwisch, der ungemein reizenden, geistvollen, aber phantastischen Ottilie, die nebst Großmutter,

Mutter und Schwester mit dem großfürstlichen Hofe im November 1804 nach Weimar gekommen war. Goethe hatte sie bei seinem Singkonzerte lieb gewonnen und nach dem Tode seiner Gattin Augusts Augen auf sie gelenkt. Die Familie hatte zuerst wegen Augusts unehelicher Geburt Bedenken erhoben. Die Verlobung war nach kurzer Bekanntschaft rasch am Abend des letzten Tages des vorigen Jahres erfolgt. Er selbst hatte damals durch den unter seiner Mitwirkung von Meyer entworfenen Aufsatz „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“ in „Kunst und Altertum“, ja durch einzelne unchristliche Äußerungen in dem von echt vaterländischem Sinne eingegebenen Reisebericht vom Rhein und Main mit den strengen Christen es so verdorben, daß der feurige Christian Schlosser gegen ihn wütete, während sein besonnenerer Bruder in seiner alten Verehrung nicht wankte und mit größter Zuvorkommenheit seine Frankfurter Angelegenheiten treu besorgte. Als dieser im Dezember sein ihm während der vierzig Jahre seiner Entfernung von Frankfurt teuer genug gewordenes Bürgerrecht aufkündigte, waren seine Landsleute gegen ihn äußerst erbittert; sonderbar genug fiel es keinem ein, wie sehr sie sich selbst ehren würden, wenn sie ihn zu ihrem Ehrenbürger ernennten, wie sie es bei anderen gethan*). Doch ein Kreis von Verehrern war ihm auch in seiner Vaterstadt geblieben, der sich zu einer würdigen Feier seines siebzigsten Geburtstages entschloß. Unter diesen befand sich außer den bekannten Freunden auch Dr. Melber, der den greisen Dichter dadurch erfreut hatte, daß er die erst nach dem Tode seiner Mutter fälligen 2200 Gulden, die auf Goethes Anteil gefallen waren, aus eigenen Mitteln mit warmem Danke für die seiner Mutter zur Zeit der Not von

---

*) Der Gegenstand ist neuerdings durch den Frankfurter Archivar Dr. Jung eingehend erörtert worden.

der Frau Rat geleistete Hilfe übersandte. Wahrscheinlich hatte die Mutter einen Teil des geliehenen Geldes für ihren Sohn gebraucht. Bei der Festfeier von 1819 wurde auch zuerst der Gedanke an ein dem Dichter in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal angeregt; unter den Teilnehmern und den späteren Mitgliedern des Vorstandes befanden sich auch Melber und die so ehrenvoll in dem Reisebericht erwähnten Verwandten Neuburg und Heß, auch Neuburgs Sohn. Die Ehe von Heß war unterdessen mit Kindern gesegnet worden, unter denen der noch lebende, im Jahre 1819 geborene Rechtsanwalt Dr. Johann Georg Christian Heß. Am 19. Oktober desselben Jahres starb die jüngste Schwester der Frau Rat, die Witwe Schulers. Goethe selbst war schon am 9. April 1818 durch die Geburt seines Enkels Walter Wolfgang (Walter war Rufname) erfreut worden, dem am 18. September 1820 ein zweiter, Wolfgang Maximilian, folgte. In Frankfurt verheiratete sich die achtzehnjährige verwaiste Tochter des dritten Sohnes des verstorbenen Schöffen, des Oberstlieutenants Georg Adolf Textor, am 13. November 1820 mit dem zwei Jahre älteren Hanauer Handelsmanne Johann David Wunderley; ein 1825 geborener Sohn dieser Ehe starb zu Amsterdam am 4. Oktober 1847. Kam Goethe selbst auch nicht mehr nach Frankfurt, so hatte er doch die Freude, Fritz Schlosser und dessen Gattin im Herbste 1820 längere Zeit in seinem Hause zu besitzen, wo das vieljährige thätige Verhältnis zu den „lieben Verwandten“ durch persönliche Gegenwart „sich zu höherem Vertrauen steigerte“. Leider hatte den trefflichen Melber schon damals das Unglück getroffen, daß er infolge einer kleinen Verletzung bei Entbindung einer Unreinen sich vergiftete. Zur Bewältigung des Übels machte er starke Eingriffe in die Natur, die nur zeitweiligen Erfolg hatten und diese immer mehr zerrütteten. Die arme Mutter mußte dies noch erleben; sie starb, fast

neunzig Jahre alt, am 7. November 1823. Melber folgte ihr am 11. August 1824, ein Jahr vor Goethes Jubelfeier; seine ältere ledige Schwester überlebte ihn noch dreizehn Jahre. Sieben Jahre nach der Geburt des zweiten Enkels, am 29. Oktober (nicht November) 1827, ward Goethe zu seiner größten Freude noch eine Enkelin, Alma Sedine Henriette Cornelie, geschenkt, welche die beiden letzten Namen von der Großmutter und Goethes Schwester erhielt. Goethes August, der noch zwei Jahre vor dem Vater starb, ruht bei der Pyramide des Cestius zu Rom. Auch über der Enkelin und den beiden begabten, nur der rastlosen Thatkraft und der lebendigen Willensstärke ihres Großvaters ermangelnden Enkeln hat sich das Grab geschlossen. Alma starb in Wien am Typhus den 29. September 1844. Die Mutter kehrte von Wien nach Weimar zurück, wo sie am 26. Oktober 1872 verschied. Wolfgang Max, der Liebling des Großvaters, der sich auch dichterisch und litterarisch bekannt gemacht, dann die diplomatische Laufbahn betreten hatte, ward frühe leidend. Eine warm seine Bedeutung hervorhebende Darstellung besitzen wir in der 1890 erschienenen Schrift „Wolfgang Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer." Der ältere Bruder, der sich als Tondichter versucht hatte, schloß durch seinen am 15. April 1885 in Leipzig erfolgten Tod den Mannesstamm und das Geschlecht des Dichters. Sein letzter Wille übergab den sämtlichen Nachlaß des Großvaters der Fürsorge der Großherzogin. Der Weimarer Friedhof hat alle wieder vereint, mit Ausnahme des an der Pyramide des Cestius gebetteten Sohnes. Der edlen Schwester Cornelie Stamm hat sich auch noch in männlichen Nachkommen erhalten, der des unsterblichen Dichters, der wie sein Götz auf einen blühenden Nachwuchs gehofft hatte, ist glanzlos ausgegangen.

Der Mannesstamm Textors besteht noch heute (der Schöffe

Dr. Johann Wolfgang starb am 21. Februar 1831 ohne männliche Nachkommen) in dem Zweige des Tübinger Privatdozenten, der leider in Frankfurt bald in so kümmerliche Verhältnisse geriet, daß die zwei Jahre ältere ledige Schwester Anna Maria sich der Erziehung der drei Kinder annehmen mußte. Trotz allem behielt er seine Gutmütigkeit und sein Selbstbewußtsein, auch noch als er eine Pfründnerstelle im Senckenbergischen Stift angenommen. Zuletzt arbeitete der vielkundige Greis an einer Weltgeschichte, die er aber nicht vollenden konnte; es wollte sich auch kein Verleger finden. Er starb am 31. Dezember 1851. Sein älterer, 1806 geborener Sohn Wilhelm Karl widmete sich dem Rechtsstudium; nachdem er die Doktorwürde erlangt, trat er als Advokat und Notar auf. Den 19. Juli 1836 heiratete er die fünfundzwanzigjährige Tochter des Bierbrauermeisters, Quartiervorstandes und Majors Andreas Orthenberger, Charlotte Luise. Am 29. September 1862 wurde er Senator. Als solcher starb er am 28. März 1882. Er hinterließ zwei noch lebende Söhne, Otto Andreas und Karl Wolfgang, beide Kaufleute; der eine, im April 1839 geboren, ist ledig geblieben, der andere, geboren am 28. Dezember 1840, hat sich verheiratet und ist nach Verlust zweier Söhne 1886 Vater eines dritten geworden. Der jüngere Bruder des Senators, Wolfgang Karl Gustav, ist wahrscheinlich 1850 in New-Orleans gestorben. Die Schwester Friederike Marie Karoline heiratete 1839 den Advokaten Dr. Johann Theodor Wiesen; von ihren vier Kindern starben zwei Söhne 1856 und 1870: eine Tochter und ein Sohn leben noch. Von den Nachkommen des Sohnes des Schultheißen verschied Anna Maria, die treue Pflegerin der Kinder ihres Bruders, am 27. Oktober 1862; zwei Monate später (am 29. Dezember) starb ihr zehn Jahre jüngerer Bruder, Johann David, als österreichischer Major in Lem-

berg, vermählt mit Helene Czarnecka, die ihn noch drei Jahre überlebte. Von den acht Kindern des Handelsmanns v. Bihl heirateten vier Töchter und ein Sohn. Eine Tochter des letztern ist mit Professor Otto Crusius in Tübingen vermählt. Die Nachkommen der Kinder des Pfarrers Starck und des Majors Schuler sind mir nicht genau bekannt. Melbers Sohn erwarb sich auf der Hochschule in Heidelberg im Jahre 1838 die medizinische Doktorwürde mit der Abhandlung: „De medullae spinalis erethismo“, trat 1839 in Frankfurt als Arzt auf, ward 1851 Physikus. Zu früh, am 4. Januar 1873, entriß ihn der Tod seiner erfolgreichen Thätigkeit; seiner Gattin, Maria geb. Wecker, hinterließ er zwei Söhne, beide Kaufleute, von denen einer in Mexiko verheiratet ist, der andere, Walter Wolfgang, in Frankfurt lebt, und eine Tochter.

Das alte Appelsche Erbbegräbnis, in welchem die Textor seit dem Schultheißen und die Familien Goethe, Schuler und v. Bihl beigesetzt wurden, ist am 25. Mai 1883 gebührend erneuert worden. Lange Zeit wurde als Grabstätte von Goethes Mutter eine etwa achtzig Fuß davon entfernte an derselben Mauer des Petrikirchhofes betrachtet; der Irrtum war durch eine neue Numerierung veranlaßt.

Als Charakterzug des Textorischen Geschlechtes ergiebt sich uns das ernste Streben nach zweckbewußter Wirksamkeit, die nicht allein das eigene Fortkommen, sondern auch das Wohl des Staates sich vorsetzt. Freilich sind es nur kleine Gebiete, denen die Textor ihre Thätigkeit widmeten, aber um so vollkräftiger traten sie für dieselben ein, wenn sie ihnen auch keine neue Richtung zu geben, nicht die eingegriffene Entartung aufzuhalten vermochten. Den Glanzpunkt des Geschlechts bildet Goethes Großvater; es fehlt nicht an zeitweiligem Nachlassen der Kraft, wie wir es bei dessen Vater erkennen, der sich dem Staatsdienste entzieht und sich auf die Gründung eines eigenen

Hausstandes beschränkt, vielleicht auch bei dessen Sohne Johann Jost kaum leugnen können. Nur wenige des Geschlechts wählten die Soldatenlaufbahn, die in Frankfurt sehr bescheidene Aussichten bot. Der ärztlichen Thätigkeit widmete sich Melber, keiner dem Predigerstande, wenn auch Töchter sich mit Geistlichen verbanden. Religiöse Duldung finden wir mehrfach ausgesprochen, und wie Goethe, so war auch sein Großvater kein Freund der Ärzte, wie wenig beide auch die Notwendigkeit derselben leugnen konnten. Der akademischen Thätigkeit hatte sich der spätere Frankfurter Syndikus gewidmet; der einzige, der nach ihm sich in ihr versuchte, verunglückte dabei, wohl weil ihm die Gabe wissenschaftlichen Eindringens abging. Im Gymnasialfache war nur ein Bruder des Syndikus thätig. Von dichterischer Begabung des Geschlechts kann die Lokalposse des späteren Privatdozenten nicht zeugen. Lebendiger Ahnungsgeist zeigt sich bei Goethes Großvater, freilich auf eigentümliche Weise; frische Anschaulichkeit und vollströmende Kraft, welche der Dichter nicht entbehren kann, waren schöne Gaben, mit denen die Natur Goethes Mutter gesegnet hatte, aber den Dichter machen sie allein nicht. Kann man demnach auch Goethes Dichtertalent nicht von seinem mütterlichen Stammbaum herleiten, will man nicht die Gesichte (Visionen) des Dichters mit des Großvaters weissagenden Träumen in Verbindung bringen, so hat dagegen die beharrliche Ausdauer und Treue, womit der Freund Karl Augusts sich der Verwaltung widmete, gewissermaßen in jenem ein Vorbild, wenn man auch gestehen muß, daß der Dichter mit Recht „des Lebens ernstes Führen“ als ein Erbteil seines Vaters bezeichnet hat. Bei ihm aber hing jenes zähe Ausharren mit sittlicher Willensstärke und dem ihn beseelenden Glauben an das Schicksal zusammen, das ihm seine Bahn angewiesen habe und mit Mutterliebe über ihm wache. Wenn er in jener langen launigen

Xenie alle Elemente seines Wesens als angeerbt bezeichnet, so müssen wir darauf bestehen, daß seine Natur durchaus Original war, daß diese aus einem lebendigen Keime unter dem Einflusse der Verhältnisse mit einer Art Notwendigkeit sich entwickelt hat; und wie wenig wir auch jedes Mitwirken von ererbten geistigen und körperlichen Eigentümlichkeiten leugnen wollen, so wird doch der Versuch einer eigentlichen Ableitung der Monas, deren rotierende Bewegung nach Goethes eigenem Ausspruch das Leben ist, aus den Anlagen der Vorfahren stets ein leeres Spiel bleiben.

II.

Das Geschlecht des Dichters Goethe.

Ein eitles Unternehmen ist es, die Geschichte eines Geschlechts noch über die Zeit hinaus zu verfolgen, wovon sichere Spuren sich finden. Wenn selbst der gleiche Name nicht ohne weiteres den Beweis desselben Geschlechts liefert, so ist es noch viel gewagter, ähnliche Namen in solcher Weise zu verwenden. Inbezug auf das Geschlecht des großen Frankfurter Dichters ist dies von Dr. G. H. O. Volger genannt Senckenberg geschehen, der sich unvergängliche Verdienste um das Goethehaus und das in ihr seßhafte „Freie Deutsche Hochstift" erworben hat, dessen umsichtiger, gewissenhafter und rastlos thätiger Obmann er viele Jahre gewesen. Schon im Januar 1874 sprach er sich darüber in der Jahresversammlung des „Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt am Main" aus; nach dem dort gehaltenen Vortrag erfolgte gleich darauf am 24. sein Rundschreiben: „Die Genealogie als Naturwissenschaft." Er ging hier von dem Grundsatze aus, daß „die Abkömmlinge eines Stammbaums losgetrennte Sprossen eines leiblichen Wesens sind, welches von Abstammungsfolge zu Abstammungsfolge durch alle Jahrhunderte fortwächst", wobei aber „die väterliche Abstammung durchaus die maßgebende ist, der mütterliche Teil sich gleich wie der Boden verhält, dessen Gunst oder Ungunst auf die Entwicklungsart des väterlichen Keims we-

sentlich einwirkt". Um einen ersten ernsthaften Schritt zu einer auf diesen Glaubenssatz gegründeten wissenschaftlichen Genealogie zu thun, hatte er über Goethes Abstammung und Verwandtschaft schon seit längerer Zeit geschichtliche Forschungen angestellt, und so aus Kirchenbüchern, Archiven und Bibliotheken wie von Nachkommen des ganzen Götzischen Stammes sich einen reichen Schatz urkundlicher Mitteilungen verschafft, da er die Goethe nur für einen Zweig der Götze hielt. Freilich sei es gar wohl möglich, daß verschiedene Stämme den Rufnamen Götz oder Götz angenommen, aber bei weiterer Untersuchung habe sich in überraschender Weise der gemeinsame Ursprung als sicher oder wenigstens die wahrscheinliche Hinweisung auf diesen ergeben, nud nur solche Fälle seien von ihm berücksichtigt. Auf diese Untersuchung gestützt, behauptete er: Goethes Name habe nicht der fränkischen Nation, sondern der terra Salica angehört, er sei derselbe, welcher in ganz Deutschland und allen von Deutschen besiedelten Ländern in zahlreichen Zweigen als Gotz, Götz, Götze verbreitet sei, auch in manchen anderen mehr oder minder abweichenden, selbst latinisierten oder gräcisierten Formen. Ihr Ausgangspunkt sei der Gau Götzfeld, von wo schon im dreizehnten Jahrhundert ein Zweig in die Marken und in das Land Lüneburg gekommen. Nach der Glaubensänderung verließen viele protestantische Götze das Bistum Würzburg und wandten sich nach verschiedenen Orten, auch nach Nürnberg und dem Württembergischen, dann weiter nach dem Elsaß und der Schweiz. Den besonderen Zweig der Götes habe der hundertundvierzehn Jahre lebende, 1563 verstorbene Philipp Götze im Dörfchen Heustreu bei Neustadt an der Saale gegründet. Seine Söhne blieben zum Teil katholisch; drei, die der neuen Lehre folgten, wanderten nach dem Harze, ließen sich in Ellrich und Ilefeld nieder, von wo sich das Geschlecht weithin verbreitete. Von ihnen

stammt auch Lessings Hauptpastor in Hamburg. Die Söhne des Ellricher Michael Götz romanisierten sich unter dem Namen Gothus. Ein Nicolaus Gothus (1548—1619), Superintendent in Goslar, war auch, wie so viele Geistliche, Dichter, von seinen Söhnen zwei sogar, was freilich wenig besagen will, gekrönte Dichter, zwei andere Maler und Musiker. Doch ihre Kinder wurden Handwerker und Bauern. Zu diesen wird auch der Hans Christian Göthe in Artern gezählt, aber ohne den Nachweis, daß die Enkel jenes Superintendenten sich wieder den deutschen Namen Göthe gegeben. Hätten die Voreltern sich wirklich Götz genannt, wie sollten sie dazu gekommen sein, Gothus in Göthe zu verdeutschen, da für den Volksmund an sich schon Götz am nächsten lag. Volger läßt sie aus Gothus zuerst Gothe machen und schiebt dann die Ablautung dem Volksmunde zu. Aber das lateinische us des Namens schleift der Volksmund in es ab oder läßt es weg; ein schließendes atius wird zu az oder as; eigentümlich sind Claus aus Nikolaus, Faud aus Servatius.

Und dieser von Volger mit so vieler Mühe gewonnene unendlich ausgedehnte Götzestamm, worin zeigt sich seine kennzeichnende Eigenheit, so zu sagen sein persönlicher Charakter, die in ihm lebende Wesenheit, die Volger fordert? Wenn in solcher zahllosen Schar bei mehreren übereinstimmende Züge sich zeigen, so wäre nicht das, sondern das Gegenteil zu verwundern, da gleiche Eigenschaften natürlich ganz verschiedenen Stämmen angehören, wie umgekehrt Geschwister häufig genug das entgegengesetzteste leibliche und geistige Wesen haben. Und wer beweist uns, daß in allen derselbe Götzekeim sich erhalten, nicht geschwächt oder entartet worden, da wir ja nur von wenigen Angehörigen genauere Kunde besitzen? Zeigt nicht schon der uns klarer vorliegende Textorstamm vielfache Verschiedenheit in Grundzügen? Der Götzestamm soll sich als

durch und durch leiblich und geistig grundtüchtig erweisen, stets emporstreben, sowohl leiblich als gesellschaftlich [auch als Schäfer und Schweinehirt?]. Jedoch mit diesem Emporkommen ist stets geschmälerte Fortpflanzung, baldiges Erlöschen oder spärliche Nachkommenschaft [das sind ja zum Teil sehr verschiedene Dinge!] verbunden. So wie aber die Zweige zu den bürgerlichen, gelehrten, handwerklichen, bäuerlichen Ständen wie zum Hirtenstande zurückkehren, so tritt reicher Kindersegen und neue Erfrischung ein. Dieses Facit nach so vielen Mühen scheint uns doch eine gar bedenkliche Probe auf die Richtigkeit des Grundsatzes, den es beweisen soll; zur Begründung eines entschiedenen Charakters des so weit verbreiteten Götzestammes bietet es keine Stütze.

Und wie steht es mit der behaupteten Gleichung: „Gotz, Götz, Götze = Göte?“ Freilich hatte schon Kriegk bemerkt, der Name Goethe sei mit Gottfried und Götz nahe verwandt, doch den Beweis dafür gar nicht versucht. Der Anklang beweist noch nicht Verwandtschaft; haben doch dieselben Wortformen einer Sprache zuweilen einen durchaus verschiedenen Ursprung. Götz ist eine der häufigen Zusammenziehungen mehrsilbiger Namen zu einsilbigen Formen mit Ersatz des letzten Teiles durch einen Zischlaut. Es vertritt den vollen Namen Gottfried. So wird aus Dietrich Diez, aus Heinrich Hinz, aus Konrad Kunz [neben dem zusammengezogenen Kurd], aus Ludwig Lutz, aus Mathäus Matz, aus Philipp Lips (auch Fips) aus Wilhelm Wilms. Göte ist eine Ableitung vom Namen Gottes, vom mittelalterlichen got, woneben god steht. Wenn im Gotischen das entsprechende godi den Priester bezeichnet, so kann dies nicht zur Deutung unseres Namens verwandt werden, da dieser, wie alle Familiennamen, nicht vor dem zwölften Jahrhundert entstanden ist und er in der damaligen Bedeutung gemeint war.

Zu dieser Zeit hieß göte, götte Taufpate, der Vater des Kindes vor Gott, kirchlich als pater spiritualis bezeichnet. Später nannte man die Taufpatin Goete, während man von dem lateinischen pater die Bezeichnung des Taufpaten hernahm. Noch im siebzehnten Jahrhundert wurde in Frankfurt der Taufpate Petter (Pätter) genannt (wie man Vatter sprach), die Taufpatin Göt, Göth; in Köln lauteten die Formen Patt und Gott. Mundartliche Abweichungen von Göte sind Götte, Göde, Gedde, Gette, Jette, u. a., auch Gote. Als der Name des Dichters des Götz zuerst in Berlin bekannt wurde, lautete er Göde, und so schrieb ihn auch ein fürstlicher Fourierschreiber am Weimarer Hofe. Nicht verwandt ist der Name Köthe, der einst zu Jena eine lustige Verwechslung des Dichters mit einem Prediger veranlaßte; er heißt Hüttner und stammt von Kott (Hütte), wovon auch Köther kommt. Wie von den meisten Namen andere abgeleitet wurden, so auch von Götte; man bildete Götting, Göttling, Gödeke und von der nicht umgelauteten Form Gotter, Gottel. Der Name gehörte zu den manchen von der Verwandtschaft hergenommenen, wie Vater, Bruder, Sohn, Schwager, Oheim, Vetter. Wenn der Name sich auch in Schweden findet, so war dort einer oder mehrere aus Deutschland eingewandert. Zu Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trieb in Frankfurt, wo Goethes Großvater Gastwirt war, der später als Baumeister in Berlin berühmt gewordene schwedische Maler Johann Friedrich Eosander v. Goethe, ein Sohn des Generals Nils v. Eosander, den ein Verwandter Namens v. Goethe adoptiert haben soll, sein tolles Wesen; er heiratete eine Tochter des Buchhändlers Merian und richtete durch seine alchymischen Versuche dessen wohlhabendes Haus zugrunde. Im Jahre 1810 hielt sich zu Rom ein schwedischer Maler Goethe auf, wo er

mit Rauch genauer verkehrte und mit Zacharias Werner kegelte. Der Bericht Rauchs, daß Goethe im Jahre 1810 in Rom von ihm Abschied genommen, hat Kopfbrechen verursacht, da man an den deutschen Dichter dachte. Woher der arme Maler Gothe stammte, der 1710 in Frankfurt vom Armenkasten unterstützt wurde, weiß ich nicht. Die Ableitung des Namens Göte von gut (gud, goed, goid) muß gegen die gegebene zurücktreten, wenn man auch eine Erweiterung des Beiworts goet durch e sich wohl denken könnte, wie solche z. B. bei den Namen Kleine, Lange, Kluge, Krause, Kühne, Schöne u. a. sich findet, und der Gebrauch von gut ähnlich vorkommt, ja sogar bei Heiligen, wie man sagte „der gute St. Severin".

Was die Schreibung betrifft, so herrscht auf dem Gebiete der Eigennamen der Eigensinn des Inhabers, jeder hat das Recht seinen Namen zu schreiben, wie er will. Wirkliche Berechtigung hat das th ebenso wenig als das oe. Aber schon Goethes Großvater schrieb sich so, wie auch der Vater, obgleich Volger behauptet, dieser habe sich stets Göthe geschrieben, die Mutter (sie nennt sich Goethein) und der Dichter selbst immer, schon als Knabe auf einer Schönschrift von 1757. Der aus Paris gekommene Großvater gab dem Namen sogar einen accent aigu, eine auch von anderen Deutschen getriebene Unart, wie Goethes doch sonst so besonnener Straßburger Freund Lerse sich Lersé schrieb. Napoleon nahm das schließende e, wie im Französischen, als stumm und sprach „Ms. Göt". Es ist ein Irrtum, wenn man meint, erst der Dichter habe das oe aufgebracht, ja man hat sogar einen Grund davon entdeckt: er habe die Bedeutung seines Namens in fränkischer Mundart (Gevatter oder Gevatterin) vergessen machen wollen! Jedenfalls wollte er nicht Go-ethe gesprochen sein, obgleich es einen schönen Reim auf Poete bildete. Auffällt es, daß Herder, der so gern alles aufstach,

nicht in den bekannten Spottversen auf Goethes Namen, wo er nicht entscheiden will, ob er von Göttern, von Goten oder vom Kothe stamme, auch die sonderbare Schreibung mit oe traf. Erst später scherzte er einmal, indem er Go-ete las mit Anspielung auf γόης (Gaukler) und γοητεία.

Lassen wir demnach die Volgerschen Vorahnen des Frankfurter Goethestammes fahren, die Götz und Götze hießen, und sehen zu, wo wir zuerst dem Namen unseres Dichters begegnen, so hat Th. Dieffenbach auf den Doktor der Rechte Thilemann Göthe hingewiesen, der im Jahre 1598 vom Grafen der Burg Friedberg in der Wetterau als Syndikus angestellt wurde. Erhalten hat sich an der Südseite der Kirche zu Butzbach der Grabstein seines am 30. September 1606 verstorbenen zehn und ein halbes Jahr alten Töchterchens Namens Anna Sidonia, aus welchem sich nur ergiebt, daß er und seine Gattin, die er vor mehr als elf Jahren geheiratet, damals schon gestorben waren. Der Syndikus des Burggrafen von Friedberg, wo ein Jahr nach Göthes Wahl zum Syndikus die Protestanten eine Übereinkunft schlossen, wird Protestant gewesen sein. Eigen ist, daß der erste Göthe (so schrieb er sich wohl, wenn auch die lateinische Schrift des Grabsteins oe geben mußte), der uns begegnet, Doktor beider Rechte war, wie schon unseres Dichters Vater und die ersten Vertreter des Textorischen Geschlechts, mit dem dieser sich verband. Nicht unmöglich scheint es, daß dieser Syndikus mit dem Handwerkergeschlecht irgendwie verwandt war, aus dem der große Frankfurter hervorging. Kaum ein volles Menschenalter liegt zwischen dem Syndikus von Friedberg und dem Ahnen der Handwerkerfamilie, aus der nachweisbar die Frankfurter stammt. Die bewegten Zeiten hoben viele, richteten noch viel mehr

Wohlhabende zugrunde. Man kann sich ebenso gut denken, daß der Sohn eines Handwerkers zu dem große Aussichten bietenden Rechtsstudium hingezogen wurde und es mit Unterstützung eines vornehmen Herrn ergriff, als daß eine angesehene Gelehrtenfamilie in Not geriet und zum Handwerkerstande herabsank. Aber jedes bestimmte Anzeichen fehlt, daß der Friedberger und der Thüringische Goethe verwandt gewesen: wir wissen weder, woher der Schmied gekommen, noch welchem deutschen Lande der Friedberger Syndikus entsprossen, aber zu verwundern wäre es nicht, wenn sie Bruderskinder gewesen. Nec scire fas est omnia.

Seit dem Sommer 1888 wissen wir, daß in den Ratsrechnungen der alten thüringischen Stadt Sangerhausen während der letzten zwölf Jahre des Dreißigjährigen Krieges der Bürger und Schmied Joachim Göthe mehrfach genannt wurde. Woher der Hufschmied Hans Christian Göthe gekommen, der beim Hufschmied Dietrich Werthern zu Sondershausen in der Lehre war, 1656 in seinem 23. Jahre in dem Städtchen Artern (Arbern) in der Grafschaft Mansfeld, am Zusammenfluß der Helme und der schiffbaren Unstrut, Meister geworden, wissen wir nicht: es wäre seltsam, wenn er nicht der Sohn des Sangerhäusers gewesen. Woher Volger die Kunde hat, Hans Christian sei über Voigstedt eingewandert, errate ich nicht; ein Sohn von Hans Christian wurde später Schmiedemeister in Voigstedt. Unser Hans Christian heiratete als Meister sofort die Tochter des untersten Lehrers, Sibylla Werner, mit der er dreißig Jahre verbunden blieb. Sie brachte ihm neun Kinder, von denen das älteste Friedrich Georg, getauft am 7. September 1657, der Großvater des Dichters werden sollte. Von den acht übrigen Kindern starben die beiden ersten und das vierte frühe. Von den Söhnen wurde der älteste Schneider, der zweite Schreiner, der dritte

ergriff das Gewerbe seines Vaters, der vierte scheint ohne nähere Bestimmung im Hause geblieben zu sein (das Kirchenbuch erwähnt nur, daß er einmal Gevatter gestanden habe), der fünfte ward Schmied wie sein Großvater. Das jüngste Kind war die Schwester Maria Christina. Ob Friedrich Georg das Handwerk in Artern oder auswärts erlernte, wissen wir nicht. Von ihm steht es fest, daß er sich Goethe schrieb. Frühe trat er seine Wanderschaft an, da es ihn trieb, die Welt kennen zu lernen und durch Geschicklichkeit und Kenntnisse sein Glück zu machen, weil er von Hause bei der großen Zahl der Kinder wenig zu erwarten hatte. Von seiner Wanderschaft wissen wir nur, was er im Dezember 1686 bei seinem Bürgerrechtgesuche in Frankfurt am Main angab. „Nach erlerntem Schneiderhandwerk habe ich in vielen vornehmen Reichs- und anderen Städten, fürnemlich aber auch allhier gearbeitet und nachdem ich mich bei dem Handwerk eingekauft hatte, um mich besser zu perfektioniren, in Frankreich gereiset, und viert-halb Jahre darinnen zugebracht, und nach meiner Wiederkunft [in Frankfurt] den Geschworenen des Handwerks erkläret, daß ich mit Consens und Einwilligung meiner lieben Eltern meinem Vaterland als einem geringen Ort, woselbsten nicht viel zu verdienen, valedicieret und mich entschlossen allhier häuslich niederzulassen, die auch ihres Orts mir beförderlich zu erscheinen sich ganz willig erkläret, bevor ab da ihnen wohl wissend, daß ich mich mit eines ehrlichen Bürgers und Meisters Tochter in christlicher Eheverlöbniß eingelassen.“ Er hatte also in verschiedenen deutschen Städten gearbeitet, um sich in seinem Handwerk durch Kenntnis des abweichenden Verfahrens zu vervollkommnen und seine Orts- und Menschenkenntnis zu vermehren, dann aber hatte er die große Reichs- und Handelsstadt am Main aufgesucht, diesen Knotenpunkt aller Reisenden von Norden und Süden, wo so viele zu Wohlstand und Ansehen ge-

langt waren, wo das Handwerk wirklich goldenen Boden hatte und auch sonst Handel und Wandel so viele Gelegenheit boten, sich Vermögen zu erwerben, was sein Vaterland, wie man die Heimat nannte, am wenigsten versprach. Aber dann mußte man sich auch die nötige Bildung im Handwerk und Leben verschaffen; deshalb zog es ihn nach der großen Stadt an der Seine, die freilich, wenn man sich nicht zu beschränken wisse, den Sitten gefährlich sei. Hier erwarb er sich außer der Vervollkommnung in seinem Handwerk am Quell der Moden ein artiges, feines Betragen, Fertigkeit in der Sprache des galantesten Volkes, Kenntnis einer ungeheuren ihn umringenden Welt und eine kleine Barschaft. Auch die Musik, als deren fertigen Kenner und Freund wir ihn später finden, und die er wohl schon zuhause gepflegt hatte, wird ihn in der Fremde, unter dem fröhlichen Volke weidlich erfreut haben. Und er blieb in Frankreich länger als drei Jahre. Als er endlich zurückkehrte, muß er schon fest entschlossen gewesen sein, in der deutschen Reichsstadt seine dort erlangte vielseitige Ausbildung zu seinem Vorteil zu verwerten und durch Heirat einer Bürgerstochter seiner Innung dem Glücke eine Thüre zu öffnen. Mit den Seinigen war er in Verbindung geblieben, und so hatte er von dem Brandunglück erfahren, das Artern 1683 betroffen und auch sein väterliches Haus beschädigt hatte, aber im folgenden Jahre waren Haus und Schmiedestätte hergestellt. Von den Geschwistern hatte noch keines sich verheiratet. Dem ältesten Sohne, unserm Friedrich Georg, schien es geraten, vor Vollendung des dreißigsten Jahres Meister zu werden und einen Hausstand zu gründen. Seine Erwählte war die Tochter des Schneidermeisters Sebastian Lutz, der eine Frankfurterin geheiratet hatte; Anna Elisabeth Lutz war über neun Jahre jünger als der Bräutigam, am 19. März 1667 geboren. In der Verbindung mit ihr, hoffte Friedrich,

sollte die freie Wahl- und Handelsstadt Frankfurt ihm eine neue goldene Aue werden.

Für die Kenntnis der Frankfurter Familienverhältnisse sind außer den Kirchenbüchern besonders die sogenannten Beedebücher des Schatzungsamtes die vorzüglichste Quelle; gerade diese sind für den Frankfurter Goethestamm durch den frühern dortigen Archivar Dr. H. Grotefend in zuverlässigster und ausgiebigster Weise in den „Mitteilungen" VI, 225—237 verwertet worden. Jeder Bürger mußte sich jährlich einschätzen. Die höchste Einschätzung war 15 000 Gulden; was darüber hinausging, war steuerfrei. Der Arterner Huffschmiedssohn hatte die Erlaubnis zur Niederlassung in Frankfurt und zur Verheiratung sich von Hause verschafft, als er, wie bemerkt, sein Bürgerrechtsgesuch an den Rat richtete. Die Eingabe war mit lateinischen Buchstaben unterzeichnet Fridericus Georg Goethe, wobei die lateinische Endung in Fridericus weniger auffällt (so heißt auch die weibliche Form Friderika) als der accent aigu, der auf seinen Aufenthalt in Frankreich etwas vornehm deutete. Am 14. Dezember 1686 wurde er als Schneidermeister zum Bürgerrecht zugelassen. Bei seinem wirklichen Eintritt in das Bürgerrecht schätzte er sich zu 300 Gulden ein, was wohl seine ganze von der Wanderschaft ihm gebliebene Barschaft war. Sein Schwiegervater war eben nicht sehr vermögend. Dieser hatte sich anfänglich zu 1200 Gulden eingeschätzt, von denen 700 eigenes Vermögen, die übrigen von seiner Gattin kamen*). Stieg die Schatzung auch im Jahre 1681 auf 1500, so sank sie doch sieben Jahre später auf 1100, was wohl auf die am 18. April 1687 geschlossene Verheiratung der Tochter zurückzuführen sein dürfte. Schon

*) Nach Grotefends Angabe stammten sie aus einer Erbschaft der Schwiegermutter, einer Witwe Wenzel. Lutz hatte sich 1676 für 910 Gulden das Haus „Zur kleinen Kornblume" in der Weißadlergasse (Nr. 14) gekauft.

am 20. März ward der erste Sohn dieser Ehe auf den Namen Bartholomäus getauft, der so wenig wie die spätern Kinder auf Namen der väterlichen oder mütterlichen Familie deutet. In Artern starb am 23. September 1689 die Mutter, aber der Vater heiratete trotz seines hohen Alters bald von neuem, er führte die verwitwete Martha Wittenberg heim, die ihm noch zwei Kinder schenkte. Der Frankfurter Schneidermeister erhielt Mitte März einen zweiten Sohn, Johann Michael, der aber wohl bald blödsinnig wurde; in Friedrichs letztem Willen von 1729 heißt es, er „befinde sich seit vielen Jahren in einem blödsinnigen Stand". Zu Artern starb der Vater am 4. August 1794; er hinterließ aus der zweiten Ehe den am 21. Januar geborenen Hans Adam, von dem wir wissen, daß er im Jahre 1716 einen Geburtsschein verlangte, um auf die Wanderschaft zu gehen; die Mutter hatte sich am 9. November 1701 wieder verheiratet an einen Simon Wölfel aus Voigstedt bei Artern. Von den Brüdern erster Ehe hatte der jüngste, Hans Jakob, als Schmiedemeister in Voigstedt schon 1690 eine Witwe geheiratet; er starb im Jahre nach dem Vater. Der zweite Sohn, Johann Philipp, hatte als Schreinermeister im uralten Allstedt an der Rohne im östlichen Teile der goldenen Aue noch vor dem Tode des Vaters die Tochter des Kantors und Organisten zu Kleinfurra bei Sondershausen, Maria Elisabeth Thalemann, heimgeführt, die ihm schon anfangs Januar 1695 einen Sohn, Johann Adam, schenkte. Erst im Jahre 1698 heiratete der dritte Sohn, Johann Georg, als gräflicher Hufschmied auf Schloß Mansfeld; er schloß am 2. Mai die Ehe mit der gräflichen Waschmagd Katharina Sixen. Von dem vierten Sohne wissen wir nichts weiter. Die einzige Tochter verehelichte sich mit dem Arterner Matthias Döring; ihr Sohn wurde Schreinergeselle. Nach dem Tode des Vaters wird wohl Erbteilung erfolgt sein.

Am glücklichsten gestalteten sich die Verhältnisse des ältesten Sohnes, des Frankfurter Schneidermeisters Friedrich, dem strebsamsten und befähigtsten von allen. Freilich war seine Nachkommenschaft anfangs wenig gesegnet; von dem dritten Sohne, Johann Jakob, der am 9. Dezember 1694 getauft wurde, wissen wir nur, daß er am 6. September 1717 starb, ohne daß wir von einem Gewerbe hören, das er ergriffen hätte, so daß wir fast vermuten müssen, er sei ebenso wenig gesund gewesen wie sein älterer Bruder. Des Vaters Schatzung stieg seit 1694, wo sie zuerst 1200 Gulden betrug, 1695 auf 2000, in den fünf folgenden auf 3600, 4500, 5000, 6200. Diese starke Zunahme des Vermögens dürfte kaum allein auf dem Boden des Handwerks gewonnen sein, auch andere Unternehmungen, deren in Frankfurt so viele zu machen waren, möchten dazu beigetragen haben; galt es ja dem Schneidermeister Goethe sein Vermögen auf jede ehrliche Weise zu vergrößern, wie es damals viele Standesgenossen thaten; und an Mut und richtiger Beurteilung der Verhältnisse, auch an dem nötigen Glück fehlte es ihm nicht. Sein artiges Benehmen gewann ihm vieler Neigung, und auch durch seine musikalische Fertigkeit machte er sich beliebt.

Äußerst merkwürdig ist es, daß der Schneidermeister von dem allgemeinen Gebrauch, die Paten der Kinder aus dem Kreise seiner Verwandten zu wählen, offenbar absichtlich abwich: er dachte dadurch Bekannte näher an sich zu schließen, während Verwandte ihm schon durch die Natur angehörten, wie Horaz sagt, die Natur sie uns ohne unsere Mühe giebt. So wählte er denn nur tüchtige Frankfurter Bürger, Handelsleute und Handwerker; bei seinen acht Kindern finden wir dreimal Handelsleute (Bartholomäus Backhausen, Hermann Jakob Firnhaber, Johann Nicolaus Glüer), einen Leinwandhändler, der früher Schuhmacher gewesen (Johann Christoph Lortz bei seinem

Sohne Johann Friedrich), einmal einen Schneider (Johann Jakob Grah), einmal einen Sattler (Johann Kaspar Müller, bei seinem geliebtesten Sohne), einmal einen Buchhalter (Johannes Kley bei seinem Sohne Johann Michael), und nur einmal wählte er aus Liebe zu seiner zweiten Gattin deren Schwester Anna Sibylla, Witwe des Bierbrauers Andreas Pettmann. Alle diese Angaben, aus denen sich auch der Pate von Goethes Vater ergiebt, verdanke ich der stets bereiten Güte von Heinrich Pallmann.

Nach längerer Zeit erfreute ihn seine Frau am 14. Mai 1697 mit einem vierten Sohne, Hermann Jakob, der zu seiner Freude gedieh; ihm folgte am 7. Juli (nicht Februar) 1700 Johann Nicolaus. Aber vier Wochen später verlor er seine Gattin. Auch dieser Riß konnte seine rastlose Thätigkeit nicht stören, die aus dem glücklichen Erfolge neue Kraft schöpfte. Als sein Schwiegervater am 29. November 1701 verschied, war sein Vermögen noch gestiegen, da seine Schatzung für dieses Jahr sich auf 7000 Gulden belief. Die Schwiegermutter scheint schon bei dem Tode des Gatten im Armen- und Waisenhause verpflegt worden zu sein. Über ihr Vermögen fand sich Goethe mit den mehreren Geschwistern seiner Frau ab; die Erben zahlten auch die mehrjährigen Schatzungsrückstände. Der Anteil, den Goethe von dem väterlichen Vermögen des Schwiegervaters erhielt, kann nicht bedeutend gewesen sein; dennoch stieg seine Schatzung vor dem im September 1704 erfolgten Tode seiner Schwiegermutter auf 11 500 Gulden, ja wenige Monate später gab er die höchste Schatzung an, da sie gesetzmäßig über 15 000 Gulden nicht hinausging. Daß er sich überschätzt habe, um als reicher zu gelten, wie er war, ist kaum anzunehmen. So befand sich der Schneidermeister Goethe nach sechzehn Jahren in einem verhältnismäßig bedeutenden Wohlstand, den er sicher eigener Thätigkeit, Ge-

schicklichkeit und Maßhaltung verdankte, zum ehrenvollsten Zeugnisse seines Wirkens, von dem uns freilich keine sonstige Zeugnisse vorliegen. Selbst der sonst allen Schmutz gern berichtende Senckenberg weiß keinen Stein auf ihn zu werfen, wenn er ihn auch als „hochmütigen Kerl“ bezeichnete, er selbst hatte ihn kaum gekannt, wollte aber von seinem Hochmute gehört haben. Mit seiner auswärtigen Familie scheint er wenig in Verbindung gestanden zu haben, am meisten mit Johann Philipp in Allstedt und seiner Schwester in Artern. Seine Frau wurde 1699 Patin einer von Philipps Töchtern; für diese und deren jüngere Schwester legte er schon 1705 25 Dukaten zurück, von denen die ältere zwei Drittel erhalten sollte, und in seinem letzten Willen schenkte er dem Sohne der Schwester zwanzig Reichsthaler als Aussteuer.

Doch der schmucke, gewandte und wohlhabende Schneidermeister fühlte sich berufen, noch höher zu steigen; er sah sich, nachdem er vier Jahre im Witwerstande verlebt, nach einer ihm gefallenden, nicht unvermögenden Frau um, wenn nicht vielmehr ein Zufall seine Wahl bestimmte. Am 16. September 1704 starb der Gastwirt zum Weidenhof auf der Zeil (der Gasthof ist eingegangen), mit dem der Schneidermeister Goethe verkehrt haben wird. Die frische, rüstige, kinderlose Witwe war eben sechsunddreißig Jahre alt, elf Jahre jünger als Goethe. Die zweiundzwanzigjährige Tochter des Schneidermeisters Georg Walther, Cornelia, hatte am 11. Juni 1688 den des Schreibens unkundigen Witwer Johannes Schelhorn, Gastwirt zum Weidenhof, geheiratet, der aus niederem Stande (er war Stallknecht gewesen) nach seiner Verbindung mit einer Bürgerstochter, die ihm 600 Gulden zubrachte, durch Fleiß und Sparsamkeit sich heraufgearbeitet habe. Seine Schatzung betrug damals 6000 Gulden, zu denen 700 Heiratsgut kamen. Das Geschäft hob sich, die Schatzung stieg auf 8000 Gulden.

Die zweite Ehe blieb, wie die erste, kinderlos. In seinem letzten Willen setzte Schelhorn seine Gattin zur Erbin ein, nur 1700 Gulden vermachte er zugunsten von Verwandten. Da die Witwe außerdem ein Drittel des Vermögens ihres Vaters erhielt, der die höchste Schatzung zahlte (er war zwei Monate vorher gestorben), so durfte sie als eine gute Erbin gelten, durch die das Vermögen des Schneidermeisters erfreulich erhöht wurde. Sie ging um so lieber auf die Bewerbung des artigen Mannes ein, als dieser, der sein Handwerk aufzugeben sich entschieden hatte, ihr Geschäft bei so gestiegenen Mitteln bedeutend heben werde. In Rücksicht auf dieses sollte die Heirat möglichst beschleunigt werden; vielleicht verursachte der Tod des jüngsten Sohnes (Johann Nicolaus Goethe starb am 1. April 1705) noch eine kurze Verzögerung. Die am 1. Mai geschlossene Ehe entsprach den beiderseitigen Hoffnungen.

Das erste Kind, die am 24. Juni geborene Sibylla starb schon im nächsten Monate, aber die beiden am 22. September 1708 und am 29. Juli 1710 geborenen Söhne Johann Friedrich und Johann Kaspar wuchsen zur Freude der Eltern auf; ganz besonders begabt schien der jüngere. Im Jahre 1709 war die Schwiegermutter Walther gestorben, wodurch auch ein Teil des Vermögens, von dem diese den Nießbrauch gehabt hatte, der Tochter zufiel. Von den Kindern erster Ehe kamen in das neue Haus der blödsinnige Johann Michael, der, wie es scheint, zu keinem Gewerbe taugliche Johann Jakob und der achtjährige Hermann Jakob, der wohl schon frühe zum Zinngießer sich bestimmt hatte. Ein wahrer Haussegen wurde dem artigen, gefälligen und unterhaltenden Wirte die treffliche, stets sorgsame und liebevolle Gattin. Senckenberg, der sie freilich erst nach ihrem fünfzigsten Jahre kennen lernte, Arzt der Siebzigjährigen war, schildert sie als sanfte, gelassene, einfache, immer arbeitsame Frau, von etwas langsamer Natur, sparsam,



aber wohlthätig. Ihren Gatten hat er kaum gesehen, während sein älterer Bruder im Hause freundlich verkehrte; er gedenkt der Äußerung eines andern, dieser sei ein sonst artiger, aber hochmütiger Kerl gewesen; habe die Musik wohl verstanden, sei aber über seinen Hochmut von Sinnen gekommen. Aus dieser von Senckenberg wohl noch vergröberten Schilderung (sein älterer Bruder würde ihn wohl anders berichtet haben) hören wir heraus, daß Goethe ein selbstbewußter, durch das, was er war und errungen hatte, gehobener Mann war, der sich zutraute noch weiter zu kommen. Redlich war er für sich und die Seinigen bemüht, aber er genoß auch das Leben, indem er seinen ihn erfreuenden Neigungen sich gern hingab, ohne sie zur Leidenschaft zu steigern. Das mögen wohl manche dem ehemaligen Schneidermeister neidisch verdacht haben, aber er ließ sich dadurch nicht irren, sondern verachtete solche Kleinherzigkeit, sah mit gerechtem Stolze auf solche Jämmerlichkeit herab. Besonders erfreute ihn die Musik, und er muß große Fertigkeit, wohl auf mehreren Instrumenten, nicht bloß auf der Laute, erlangt haben. Die vielen durchreisenden Virtuosen gaben ihm Gelegenheit, die höchste Vollendung der Kunst zu bewundern. Er selbst scheint sich ein Wappen gemacht zu haben, worauf drei Leiern sich befanden. Sein Sohn hat aller Wahrscheinlichkeit nach dieses väterliche Wappen mit dem des mütterlichen Geschlechts Textor verbunden; denn unter dem oberen Teile des Textorischen Wappens findet sich ein von oben rechts nach unten schräg gehender Balken mit drei übereinander nach oben liegenden Leiern. Daß auf diesem von Goethes Vater zusammengesetzten, über der Thüre seines umgebauten Hauses im Jahre 1755 angebrachten, auch als Petschaft gebrauchten Wappens die Leiern aus Mißverständnis statt der ursprünglichen Steigbügel oder Hufeisen, als Zeichen des vom Großvater getriebenen Hufschmiedhandwerks, hervorgegangen



seien, ist eine in jeder Beziehung unhaltbare Vermutung. Wie hätte der frühere Schneidermeister dazu kommen sollen, gleich Erzbischof Willigis von Trier, auf das Handwerk seines Vaters durch die Hufeisen, um von den Steigbügeln gar nicht zu sprechen, hinzudeuten, da er selbst dasselbe aufgegeben hatte, wie hätte der Rat Goethe gar nicht wissen sollen, was seines Vaters Wappen bedeute und wie albern wäre er gewesen, wenn er die nach oben gerichteten Leiern mit einem nach unten offenen Hufeisen verwechselt hätte! Noch viel weniger ist es denkbar, daß der Vater selbst dieses Wappenzeichen erfunden und das Hufeisen so verzeichnet habe. Nur ein so begeisterter Freund der Musik, wie Friedrich Goethe, konnte auf den Gedanken kommen, in sein Wappen Leiern aufzunehmen, der Rat Goethe nur ein überkommenes Wappen, nicht ein selbsterfundenes mit dem alten Textorischen verbinden. Die Liebe zur Musik hatte der Rat Goethe wohl von seinem Vater, der ihn selbst darin unterrichtet haben dürfte. Aus einer gelegentlichen Äußerung Goethes wissen wir, sein Vater habe noch später gern auf der Laute gespielt. Daß er kein anderes Instrument in der Jugend geübt, folgt daraus nicht. Als einen besonderen Freund des Violinspiels erweist ihn die große Freude, die ihm noch 1777 die Kunstfertigkeit des Weimarischen Kammermusikers Kranz machte. Den durchreisenden Virtuosen auf der Gambe, K. Friedrich Abel, nahm er gastfreundlich in seinem Hause auf. Seine Gattin mußte fleißig Klavier spielen und singen, auch die Kinder spielten und sangen. Unter den Gegenständen, die der Vater anfangs Mai 1758 im neuen Hause verkaufen ließ, waren auch eine Violine und eine Flute traversière von Ebenholz, die vielleicht aus dem Nachlasse von Friedrich Goethe stammten, und wir dürfen wohl annehmen, daß er dieser Instrumente nur deshalb sich entledigen wollte, weil er ihrer zu viele besaß. Daß er mit einer Flöte den Kin-



dern zum Tanze aufspielte, hören wir gelegentlich. Welche Instrumente Friedrich Goethe spielte, wissen wir nicht. Wenn der Sohn, wie wir gleichfalls nebenbei einmal vernehmen, mehrere Virtuosen gastlich beherbergte, so möchte er auch hierin seinem Vater gefolgt sein. Bedenklich könnte es scheinen, daß dieser einen solchen Widerwillen gegen die Gasthöfe hatte, aber Friedrich besaß auch wohl keinen eigentlichen Gasthof zum Logieren, sondern nur eine Schenke, eine Wirtschaft. Übrigens möchte der Vater seinen starken Widerwillen gegen Gasthöfe erst auf seiner großen Reise, besonders in Italien, gefaßt und dieser sich besonders festgesetzt haben, seit er in seinem neuen Hause sich so bequem eingerichtet hatte; ganz vermeiden konnte er sie auch später nicht. Was Goethe bei Gelegenheit seines vorgeblichen Logierens bei dem Dresdener Schuster über des Vaters Widerwillen gegen Gasthöfe sagt, mag doch etwas übertrieben sein, wenn er auch vor ihnen gewarnt haben wird. Auch das „einige Schießgewehre“ und die drei „großen Hausuhren“, die im Mai 1758 versteigert wurden, hatte die Mutter wohl aus dem Weidenhof noch behalten. Eine sichere Spur, daß Friedrich Goethe auch Gemälde besessen, haben wir nicht, aber es ist eben nicht wahrscheinlich, daß die im alten Hause auf dem Hirschgraben zerstreut hängenden Gemälde alle erst vom Sohne angeschafft worden seien, vielmehr dürfte der Rat Goethe die Liebe zu Gemälden vom Vater ererbt haben. Wie es sich mit dem Miniaturbild eines schönen Herrn in Uniforn mit Stern und Orden verhalte, das der junge Wolfgang im Zimmer der Großmutter gesehen haben will, ist schwer zu entscheiden; es erinnert an das Pastellbild eines schönen Mannes, das hinter dem Bette der Schauspielerin Derosne hing, und möchte, wie dieses, rein erfunden sein: war es wirklich vorhanden, so könnte es das Bild eines vornehmen Herrn gewesen sein, dessen Gewogenheit sich der Gastwirt durch sein

gewandtes Wesen, vielleicht auch durch seine musikalische Fertigkeit erworben hatte, so daß dieser häufig das Haus besuchte. Freilich findet sich sonst keine Spur einer Verbindung mit vornehmen Herren, vielmehr hielt er sich, so viel wir wissen, immer in seinem Stande, verkehrte mit Handelsleuten und tüchtigen Handwerksmeistern.

Über all den Liebhabereien wurde das Geschäft nicht vernachlässigt. Besonders eifrig wird Friedrich den Weinhandel betrieben haben. Noch im Jahre 1788 hatte Goethes Mutter Weine von 1706 und 1719; Goethe selbst erwähnt auch solche von 1726. Friedrich wird denselben schwunghafter als Schelhorn fortgesetzt haben. Daß er 1725 den Weingarten vor dem Friedberger Thore besaß, zeigt noch das innerhalb dieser Jahreszahl stehende F. G. auf dem Kappenstein des dortigen Thürgestocks. Wahrscheinlich wird er auch durch Häuserhandel, wie sein Schwiegervater Walther und viele andere, sein Vermögen vermehrt haben. Die Hauskaufregister jener Zeit sind nicht mehr vorhanden. Wir wissen nur, daß ein aus der ersten Ehe stammendes Haus nach seinem Tode eine Erbschaftssteuer zahlen mußte. Wie hoch sein Vermögen gestiegen war, ergiebt sich daraus, daß 1733 nach dem Tode des blödsinnigen Sohnes das väterliche Erbteil aus beiden Ehen auf 18 468 Gulden nebst sechs Stück und sieben Ohm Wein sich belief; zieht man davon das wohl 2000 Gulden betragende Vermögen der ersten Ehe ab, so dürfte das gesamte väterliche Vermögen zweiter Ehe jedenfalls 30 000 Gulden überstiegen haben, das Gesamtvermögen der zweiten Ehe weit über 40 000 sich berechnen, so daß Friedrich Goethe zu den wohlhabenden Gastwirten Frankfurts sich zählen durfte, wie auch zu den feinsten und artigsten, in dessen Haus Gebildete gern verkehrten.

Von Friedrichs Söhnen arbeitete Hermann Jakob rüstig, um als Zinngießermeister sein Fortkommen zu finden; von



dem drei Jahre älteren, der erst im dreiundzwanzigsten Jahre starb, hören wir nichts, so daß wir vermuten müssen, er sei zu jedem Beruf untauglich gewesen. Der älteste lebte in leidigem Blödsinn. Von den Söhnen zweiter Ehe blieb der jüngere der Liebling der Eltern. Hermann Jakob ward, nachdem er, wie es in des Vaters letztem Willen heißt, „viel Mühe und Unkosten mit seinem Werkzeug gehabt", am 18. Mai 1722 Meister, am 19. Frankfurter Bürger. Am Nachmittag des 28. um halb drei Uhr verlobte er sich mit der noch nicht achtzehnjährigen Tochter, Susanne Elisabeth, des Schneidermeisters Hoppe auf der Friedbergergasse, deren zänkischer Charakter ihm und der Familie viel Not machen sollte. Schon am 22. Juni wurde die Trauung morgens in der Barfüßerkirche durch den Pfarrer Schild vollzogen. Von der Hochzeitfeier berichtet er selbst in seiner Hausbibel (wir geben den Bericht in heutiger Schreibweise): „Die Mahlzeit ist bei meinem Vater Friedrich Göthe, Gasthalter im Weidenhof, nachmittags um vier Uhr gehalten worden, ganz still und ohne Musikanten, und hat gedauert bis abends um zehn Uhr, da wir alle schon zuhause waren. Der geladenen Gäste waren vierzig Personen, die da kommen sind. Den andern Tag sind wir alle sämtlich wieder in einem grünen [mit Laub geschmückten] Schiff den Main hinunter auf den Goldstein gefahren, da wir das Überbliebene mit gutem Frieden verzehret und Musikanten alldort gehabt und getanzet, worzu noch von meinen ledigen Kameraden bei sechs Kutschen voll baar Weiß ungebeten gefahren kommen, und ins folgend lustig machen helfen. Abends sind wir alle miteinander in Kutschen wieder hintereinander herein und nacher Hause gegefahren. So hatte das Hochzeitfest ein Ende." Erst am 17. August zogen sie in das Haus des Goldarbeiters Schilde in der Schnurgasse, an der Ecke des Geistgäßchens, wo sie das halbe Haus vom untersten Stockwerk an für 150 Gulden ge-

mietet hatten und bis zum 1. Mai 1730 wohnten, dann (der Vater war im Februar gestorben) in ihr gekauftes Haus (Kalbächergasse 1) zogen. Die erste Tochter wurde am 24. Oktober 1724 auf den Namen der Schwiegermutter Anna Elisabeth getauft, bei der zweiten, am 7. Juli 1726 getauften, wurde die zweite Gattin des Vaters, Cornelia, Patin (Frau Gött). Um diese Zeit war der zweite Sohn des ältesten in Allstedt wohnenden Bruders, des Schreiners Johann Philipp, der 1697 geborene Schreiner Johann Christian nach Friedberg gekommen, wo er am 31. Mai 1721 die Tochter des dortigen Bierbrauers und Benders (Küfers) Johann Nicolaus Wiederhold, Anna Christina, heiratete und Schreinermeister wurde. Ein Beweis, daß dieser damals mit seinem Oheim in Verbindung getreten, ist nicht vorhanden.

Auf die Ausbildung des durch Fleiß und Ausdauer sich auszeichnenden Johann Kaspar wollten die Eltern die größte Sorgfalt verwenden; wahrscheinlich hatte der Vater, der Großes mit ihm vorhatte, ihn zum Juristen bestimmt, zu dem Stande, der in Frankfurt der angesehenste war und zu den höchsten Ehrenstellen berechtigte. Auf das Frankfurter Gymnasium hatte er so wenig Vertrauen, wie später sein Sohn. Nachdem Kaspar den ersten Unterricht durch Privatlehrer erhalten hatte, übergab er den im fünfzehnten Jahre stehenden Knaben dem eben unter dem Direktor Verpoorten, Professor der Theologie, blühenden Pädagogium zu Coburg im Mai 1725. Am 29. Oktober starb Kaspars einziger Bruder. Der Vater ward an seinem eigenen einundsechzigsten Geburtstage, am 16. September 1728, Pate des dritten Sohnes, von Hermann Jakob, der den Namen Johann Friedrich erhielt. Doch scheint er bald darauf seinen nahen Tod geahnt zu haben. Am 17. Oktober 1729 setzte er seinen letzten Willen auf, fast vier Monate vor dem am späten Abend des 10. Februar 1730 im dreiundsiebzigsten Jahre erfolgten Tode.

In dem von Grotefend auszüglich mitgeteilten letzten Willen, der von redlichster Sorge für die Hinterlassenen und von treuem Rechtssinne zeugt, werden zuerst die oben gelegentlich erwähnten Zuwendungen an Verwandte (die für die Basen in Allstedt bestimmten 25 Dukaten, die er nach dem Weidenhof vor vierundzwanzig Jahren mitgebracht und in die eiserne Kiste besonders gelegt hatte) und die Gaben an den Almosenkasten, sowie an das Frankfurter Armen- und Waisenhaus erwähnt. Als Haupterben setzte er seine drei Söhne ein und, wenn einer oder der andere von ihnen vor ihm mit Tod abgehen und eheliche leibliche Erben hinterlassen sollte (was zur Zeit nur von Hermann Jakob möglich war), deren Kinder, seine Enkelein, „dergestalt, daß sie zuvörderst ihr mütterlich Zugebrachtes und Errungenes erster resp. zweiter Ehe, worüber sie vollkommene Nachrichten unter meinen Briefschaften finden werden, nach Maßgabe hiesiger löblicher Reformation absondern, meine hierauf überbleibende, sämtliche liegende und fahrende Habseligkeiten, Rechte, Gerechtigkeiten und Forderungen, aber nach Bezahlung obstehender Legaten und meinen Leichenkosten erb- und eigentümlich haben und, nachdem mein Sohn Hermann Jakob das bei seiner Verheiratung und sonsten von mir Empfangene gebührend in die Erbschaft wieder eingeworfen haben wird, in drei Teile unter sich friedlich verteilen sollen“. Als Kuratoren seines blödsinnigen Sohnes setzte er dessen Bruder Hermann Jakob und den uns schon bekannten Leinwandhändler Lortz ein, der damals siebenundsechzig Jahre alt war; sie sollen sein Vermögen sicher anlegen und verwalten, insonderheit dafür sorgen, daß er an einem bequemen Ort aus seinen Einkünften wohl verpflegt werde und keinen Mangel leide. Sein ernstlicher Wille und Befehl sei, heißt es weiter, daß sein Sohn Hermann Jakob seinen väterlichen Anteil nicht vergeringere, sondern, wie einem rechtschaffenen Hausvater zustehe, beisammen

halte und genieße, nach seinem Tode mit Vorbehalt seines Pflichtteiles fideikommissarisch auf seine leiblichen Kinder zurückfallen lasse. Über diese rückfälligen Güter solle ein ordentlicher Teilungsrezeß aufgestellt, nach seinem Tode zwei gewissenhafte Vormünder zur Verwaltung dieses Fideikommisses von Hermann Jakob bestellt, der Mutter keine Administration gestattet sein, aus diesen Einkünften vornehmlich die zur Auferziehung der Kinder nötigen Kosten, falls sie solche von ihrer Mutter oder andern Gütern ihres Vaters nicht haben könnten, bestritten und das Überbleibende zum Kapital geschlagen werden. Auch habe er das Vertrauen zu Hermann Jakob, daß er „wegen seines verfügbaren Vermögens auf den Fall seines Ablebens Vormünder und sonstige Verordnung treffen werde, damit seine Kinder nicht lieberlich um das Ihrige kommen können“. Seinen Sohn Kaspar ermahnt er treu väterlich, nach seinem Hintritt allen gebührenden kindlichen Respekt der Mutter zu erzeigen und ihr den schuldigen Gehorsam zu leisten, „mithin göttlichen Segen sich zu erhalten“. In einem Nachtrag sprach er noch den Wunsch aus, sein Sohn Kaspar und dessen Mutter möchten seinem Sohne Hermann Jakob keine Zinsen von den 2000 Gulden anrechnen, die er auf sein Mütterliches voraus erhalten hatte, da dieser gemeint, der Vater habe so viel für die Seinigen verdient, und er kann nicht ohne die Mahnung schließen, daß sein jüngster Sohn doch auch die Hand über seinem elenden Sohne Johann Michael halten möge.

In allem zeigt sich die treueste, liebevollste Vorsorge, daß alles nach Recht und Billigkeit geschehe und auch seinen Enkelkindern ihr von ihm hinterlassenes Vermögen erhalten bleibe. Wenn er seine Schwiegertochter von allem und jedem Anteil an der Verwaltung des väterlichen und mütterlichen Erbteils ausschloß, so muß er sie für durchaus gewissenlos gehalten

haben. Wahrscheinlich war es mit ihr zum entschiedenen Bruche gekommen, weil sie seinem Hermann Jakob viel Not und Ärger verursacht hatte. Zufällig wissen wir, daß kurz vor dem Tode ihres Schwiegervaters ihr Ungestüm eine Schlägerei in ihrem Hause verschuldet hatte, für welche beide Gatten zu erheblichem Straf- und Schmerzensgelde verurteilt wurden. Dieser traurigen Ehe wurden von 1731 bis 1736 noch zwei Töchter und ein Sohn beschert.

Trotz der Berichte des Arztes Senckenberg, Friedrich Goethe sei vor Übermut von Sinnen gekommen, wird inbezug auf seine Beerdigung weder im letzten Willen noch sonst etwas berichtet, das auf Stolz und Überhebung deutete. Er wurde unzweifelhaft seinem Stande gemäß bestattet. Sein Enkel, unser Dichter, berichtet, er habe die Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins mit Freude auf dem Kirchhof gelesen. Wir wissen, wie wenig auf eine solche Äußerung in „Wahrheit und Dichtung“ zu geben ist. Längst ist der Grabstein spurlos verschwunden, auch im Register des Petrikirchhofes, der damals allgemeinen Begräbnisstätte, deutet nichts darauf. Daß auch sein Bildnis verloren gegangen, ist um so weniger zu verwundern, als dasselbe Schicksal auch seine Gattin getroffen, die erst vierundzwanzig Jahre nach ihm im neuen Goethehause starb.

Kaspar, der einzige Nachkomme zweiter Ehe, blieb nach dem Tode des Vaters zunächst in Frankfurt, wenn er nicht etwa bei dem bedenklichen Zustande seines Vaters schon im Herbst 1729 das Coburger Pädagogium verlassen hatte. Er genoß, da der Vater ihn zum Rechtsstudium bestimmt hatte, vorerst die Unterweisung des in seinem väterlichen Hause befreundeten Licentiaten und Advokaten Heinrich Christoph Senckenberg, der im Anfange des Jahres 1729 von Gießen zurückgekehrt war. In dem Widmungsbriefe, den Senckenberg

am 15. Dezember 1738, bei Gelegenheit von Kaspar Goethes Doktorpromotion an diesen richtete, heißt es: „Erstlich habe ich das Recht besonderer Bekanntschaft mit dir, den ich als meinen Landsmann ehre, von dem ich weiß, daß er einst der Vaterstadt Ruhm und Ehre bringen wird; dann aber bestand auch zwischen unseren Eltern eine Freundschaft, die sich auf mich vererbt hat. Am meisten freut es mich, daß du die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft von mir überkommen hast." Senckenberg ging wohl mit ihm das erste juristische Lehrbuch in Fragen und Antworten, den sogenannten „kleinen Hoppe", durch, was Goethes Vater mit Wolfgang in viel früherem Alter that. Oder hätte er mit ihm schon Struves „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis" begonnen? Noch ehe Senckenberg einem Ruf des Rhein- und Wildgrafen Karl nach Dhaun folgte, bezog Kaspar die viel von Frankfurtern besuchte Hochschule zu Gießen, wo er am 9. September 1730 immatrikuliert wurde. Der Mutter überließ er die Verwaltung des Vermögens. Diese war wohl schon entschlossen, das Geschäft bald aufzugeben und ein anderes Haus zu kaufen. Vielleicht kam sie erst damals mit dem Friedberger Vetter, dem Schreinermeister Johann Christian Goethe, in Verbindung. Dieser besaß bereits das Haus „zum Ritter", worin er neben seinem Handwerk Gastwirtschaft trieb. Am 30. August wurde die Mutter Patin einer Tochter des Schreinermeisters. In demselben Herbst 1731 bezog Kaspar die Hochschule Leipzig, wo er unter dem Rektor Hansen immatrikuliert wurde. Wahrscheinlich blieb er dort drei Jahre. Senckenberg sagt bloß, Kaspar habe zu Leipzig und anderswo viel bessere Lehrer gehört, als er an ihm gehabt. Von seinem Leipziger Aufenthalt wissen wir nichts, nur ergiebt sich aus den Akten der Fakultät, daß er nie bei einer Promotion opponierte, was später Wolfgang wenigstens einmal that. In

Leipzig hatte Gottsched damals die „Deutsche Gesellschaft" gegründet, und der riesige Mann stand als außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst in voller Jugendkraft. Die Mutter kaufte in Kaspars Abwesenheit am 13. Januar 1733 von den Erben des Wormser Schöffen Fleckhammer von Aystetten das mit einem schrotmäßigen Keller versehene, vor mehr als hundert Jahren erbaute, auf dem großen Hirschgraben neben dem Brauhause „Zum grünen Laub" gelegene Haus mit dem Nebengebäude für den Gesamtpreis von 6000 Gulden. Der Keller sollte sofort der Käuferin geräumt werden, dessen sie für ihr Weinlager bedurfte, da sie den ihrigen den Käufern des Weidenhofes sogleich zugesagt hatte; das Haupthaus wollte sie erst im April beziehen. Noch vor dem Umzug starb der blödsinnige Johann Michael, von dessen Vermögen die Hälfte Kaspar erhielt. Dieser überließ auch die Verwaltung dieses väterlichen Erbteils der Mutter, um sich seiner Ausbildung ungestört zu widmen. Außer seinem eigentlichen Fache trieb er Geschichte, deutsche und ausländische Litteratur, Naturwissenschaft und Musik; auch die Kenntnis der Kunst, besonders der Malerei, zog ihn an. Bei seiner Lust, die Welt zu sehen, wird er auch wohl nicht versäumt haben, Dresden mit seiner Galerie zu besuchen. Während seiner Abwesenheit richtete sich die Mutter im neuen Hause ein, das sie wohl nicht allein bewohnte; das Nebenhaus blieb vermietet. Die Familie des Halbbruders ward in dieser Zeit mit einer Tochter, die des Friedberger Vetters mit einem Sohne, Johann Andreas, vermehrt.

Nach der Rückkehr von Leipzig blieb Kaspar wohl einige Zeit in Frankfurt, ehe er nach Wetzlar sich begab, um sich bei einem dortigen Prokurator des Kammergerichts praktisch auszubilden. Freund Senckenberg gedenkt dieses Aufenthaltes in Wetzlar zur Übung in der gerichtlichen Praxis. Da er noch keine

Prüfung bestanden hatte, konnte er sich nicht in die Matrikel der Praktikanten eintragen, wie es fünfunddreißig Jahre später sein Sohn als Licentiat und Advokat that. Am 1. August 1737 stand Kaspar als Pate beim jüngsten Sohne seines Halbbruders. Ob er auch nach der Rückkunft von Wetzlar sich praktisch beschäftigte, wissen wir nicht; besonders wird ihn die Abfassung seiner Doktordissertation beschäftigt haben; denn in Gießen wollte er nicht, wie so viele, selbst Senckenberg, als Licentiat, sondern gleich als Doktor promovieren. Seine Abhandlung, die sich auf das Erbrecht beziehen sollte (der Titel lautete: „Electa de aditione hereditatis ex jure patrio et Romano") wollte er mit gründlichstem Fleiße ausführen, und es gelang ihm eine tüchtige, umfangreiche Arbeit zu liefern. Im Jahre 1738 kam ein Sohn des Hufschmieds in Mansfeld, der am 19. Juli 1718 geborene Christoph Justus Goethe, im dritten Jahre seiner Wanderschaft als Schustergeselle nach Frankfurt, wo er zu bleiben gedachte. Er wird sich seinen Verwandten, dem Zinngießermeister, der Gattin seines Oheims und ihrem Sohne Kaspar vorgestellt haben. Letzterer scheint sich im Sommer nach Gießen begeben zu haben, wohin vor kurzem sein Freund Senckenberg als Regierungsrat und ordentlicher Professor der Rechte berufen worden war. Dort studierten damals auch Senckenbergs jüngerer Bruder Erasmus, der spätere berüchtigte Frankfurter Schöffe, und Justinian v. Günderode vom hochadeligen Hause Alten-Limpurg in Frankfurt. Auf dem Titel der Abhandlung ist als Tag, an welchem er Deo juvante die Abhandlung verteidigen werde, gedruckt D. Oct. MDXXXVIII; der Tag sollte noch ausgefüllt werden. Doch die Promotion wurde, wir wissen nicht wodurch, etwa wegen Erkrankung, verschoben. Senckenbergs beigefügter Widmungsbrief ist vom 15. Dezember; erst drei Tage später wurde Kaspar als Juris utriusque Doctorandus immatriku-

liert; die feierliche Promotion Kaspars und zugleich des Osnabrückers Justus Eberhard Berghoff, der am 11. August als Doctorandus immatrikuliert worden war, fand am 30. Dezember statt. Ein Glückwunschgedicht auf die Promotion Kaspars, welche die siebzigjährige Mutter auf dem großen Hirschgraben hoch erfreute, hat neuerdings Dr. Alex. Dietz (Berichte des Hochstifts 1893/1894) bekannt gemacht. Erst am 27. Januar 1739 reichte Kaspar, wie es üblich, seine Dissertation dem „hochedlen und hochweisen“ Rate seiner Vaterstadt ein, der ihm das übliche honorarium zukommen ließ.

Kaspar war entschlossen, wie alle vornehmen Frankfurter, ehe er sich in seiner Vaterstadt niederließ, eine längere Bildungsreise zu machen. Vor allem wollte er Italien sehen, das Land der Kunst, dessen wohllautende Sprache ihn so innig anzog; durch Frankreich dachte er, wahrscheinlich über Holland, zurückzukehren. Auf diese Reise wollte er sich in jeder Weise vorbereiten, besonders mit dem Italienischen, der eigentlichen Sänger- und Dichtersprache, sich näher vertraut machen. In Frankfurt hatte sich Senckenbergs Bruder, Johann Christian, der im vorigen September auf der neuen Hochschule Göttingen als erster Doktor der Medizin promoviert worden war, jetzt dauernd niedergelassen, wo er, wie schon früher, der Arzt von Kaspars Mutter war. Der Sohn, der überhaupt auf Ärzte nicht viel hielt, konnte sich nicht mit diesem befreunden; ihre Charaktere und Richtungen waren zu verschieden. Senckenberg gedenkt Kaspars nur als eines sittenreinen Jünglings.

Im Spätherbst trat Dr. Goethe seine Reise an, von der zwei Briefe an einen Sekretär St. in Gratz erhalten sind. Im ersten, aus der Quarantäne zu Palmada im Venetianischen Friaul vom 20. Januar 1740, beklagt er sich über das sehr böse Wirtshaus „Zum schwarzen Rössel“ in Laubach; der andere, ein paar Monate später auf der Rückreise zu Venedig geschriebene

spottet der Thorheit, daß man nicht den Italienern ihre alten Mauern lasse, nicht dafür Frankreich, England, Holland und Niedersachsen besuche, da man nirgendwo so unbequem und verdrießlich reise. Aber dies waren nur Jeremiaden des Augenblicks, die leicht vorüber gingen, sich gern in Briefen an Freunde ergossen. In Rom, das er in der am 17. August zu Ende gehenden papstlosen Zeit mehr als fünfzehn Jahre vor Winckelmann sah, hielt er sich noch zehn Tage länger auf, als er beabsichtigt hatte, trotz aller Klagen, die man dem behäbigen Frankfurter um so eher nachsehen muß, als selbst der kunstbegeisterte Winckelmann über das „säuische Essen“, Mangel an Reinlichkeit und Bequemlichkeit, Überteuerung und die ausgelassene Freiheit des Pöbels anfangs erbittert war. Unser Reisender war kein gefühlloser Stock, und ging auch sein nüchterner Sinn mehr auf das Nützliche, die Großartigkeit der mächtigen, freilich damals noch ärger verschütteten oder im Verfalle begriffenen Gebäude, die Herrlichkeit dieser, wenn auch nicht mit dem warmen eindringenden Blicke des Künstlers geschauten Statuen und anderer Kunstgebilde ergriff ihn, und der Sirene Neapel zauberhafte Schönheit rührte seine bei aller Trockenheit zart empfindende Seele, wie wir aus den Erinnerungen des Sohnes in der „Italienischen Reise“ und den Erwähnungen in „Wahrheit und Dichtung“ sehen. Die Rückkehr durch Frankreich und Holland ließ ihn, wie manches auch hier ihn erfreute, den Gegensatz jener unauslöschlichen Eindrücke mächtig empfinden. Nach Italien mache nichts mehr Eindruck, bemerkte er seinem Wolfgang; darum müsse man Paris vor Italien sehen; Italien habe so wundervoll auf ihn gewirkt, daß er sein Leben lang davon zehren könne.

In dem zweiten, vor der Wahl Benedikts XIV. geschriebenen Briefe lesen wir, daß er nur noch Oberitalien besuchen und dann wahrscheinlich durch Frankreich und Holland heim-

reisen werde, was wohl vor der Michaelismesse geschah. Lange dauerte es, ehe er die auf der Reise erworbenen Kunst- und Naturschätze geordnet und sich in dem farb- und klanglosen Frankfurt zurechtgefunden hatte; fest stand ihm der Gedanke, seine Erinnerungen und Aufzeichnungen aus Italien in der Form von Briefen in der wohllautenden Sprache jenes Zauberlandes mit besonnener Ruhe darzustellen. Wenn er dann seine Aussichten in Frankfurt bedachte, so wollte ihm das Advokatspielen nicht behagen, ebenso wenig die Stellung als Resident oder Agent von Fürsten, Städten und Ständen, ihn drängte es zu einer unscheinbaren, doch den Erfolg in sich tragenden Thätigkeit; und so bat er den Rat (wir wissen von dieser Eingabe allein durch „Wahrheit und Dichtung") um eine, wenn auch untergeordnete Anstellung, bei welcher er auf jede Besoldung verzichtete, doch bedingte er sich dafür, daß er ohne die in Frankfurt nach der Weise italienischer Städte eingeführte, dem Zufall freies Spiel lassende Kugelung dazu berufen werde, obgleich man zu dieser Abweichung der Genehmigung des Wiener Reichshofrats bedurft hätte. Zu einer solchen Bevorzugung des jungen Doktors, der früher eine gute Dissertation eingereicht hatte, lag kein Grund vor, auch verstieß das Anerbieten, eine besoldete Stelle unbesoldet zu übernehmen, gegen allen Gebrauch. Doch Goethe war so voll von seiner guten Absicht und seinem Werte, daß er in der Ablehnung eine absichtliche Zurückweisung sah, und im Eifer verschwur, je eine Stelle im Dienste der städtischen Verwaltung anzunehmen. Im Februar 1742 erlebte er zum erstenmal den Glanz und die unruhige Bewegung einer Kaiserkrönung, wobei die Stadt als Stand des Reiches erschien. Mit vaterstädtischem Stolze erfüllte es ihn, daß hier alle Bürger auf dem Römerberg Treue schwuren, nur sie an den Festlichkeiten teilnehmen, die vornehmen Gäste bei sich aufnehmen durften. Freilich mußte es ihn um

so mehr schmerzen, sich von allen vaterstädtischen Ehren ausgeschlossen zu haben. Um aber eine gewisse äußere Würde zu erhalten, bat er den neuen Kaiser um die Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimen Kaiserlichen Rates, den er am 16. Mai 1742 gegen die Gebühr von dreihundertunddreizehn Gulden dreißig Kreuzern erhielt. So stand er in dem Range der höchsten Würdenträger der Stadt und konnte kein niedereres Amt annehmen. Erst mehr als ein Jahr später, am 6. August 1743, wurden für immer der Stadtschultheiß, die sieben ältesten Schöffen und der älteste Syndikus mit diesem Range beehrt. In seiner Familie erlebte der kaiserliche Rat im Herbste des Jahres das Unglück, daß die Schwester seiner Mutter an der Tollwut von einem Hundebisse starb.

Behaglich und sorglos lebte er, ohne noch in das Bürgerrecht einzutreten, im Hause seiner Mutter. Hatte er sich so von dem öffentlichen Leben ganz ausgeschlossen, so fehlte es ihm doch nicht an manchen Jugendgenossen und Freunden, die seinem Leben Abwechselung und Unterhaltung boten. Unter diesen waren der zwei Jahre jüngere Resident Johann Kaspar Schneider aus Kitzingen, dessen Bekanntschaft er schon in Leipzig gemacht hatte, und die beiden Wormser Moritz, deren „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt. Der reiche Zusammenfluß Fremder aller Art, auch so vieler öffentlich auftretender Virtuosen, gab besonders in den Meßzeiten manchen Genuß. Und wenn er auch von allem öffentlichen Anteil an der Stadtverwaltung sich fernhielt, so betrachtete er diese doch mit teilnehmendem, nicht selten mißbilligendem Blicke, da alles, was nicht nach dem strengen Wege des Rechts ging, ihn aufregte. Die städtischen Verordnungen verfolgte und sammelte er mit Eifer. Mit großer Sorgfalt vervollständigte er seine Büchersammlung, welche auch schöne Ausgaben der alten Klassiker, freilich von den Griechen meist nur Übersetzungen, die deutschen, franzö-

sischen und vor allen die italienischen Dichter, bedeutende Geschichtswerke, besonders die auf Deutschland bezüglichen Reisebeschreibungen und naturwissenschaftliche Werke enthielt. Gute Gelegenheit boten dem Sammler die Versteigerungen. Wenn er im Jahre 1758 auch mehr als hundertundachtzig rohe Abdrücke einer juristischen Dissertation verkaufen ließ, so hatte er diese wohl gelegentlich einer Versteigerung erstanden. Auch die Gemäldesammlung vermehrte er; er ließ wohl schon jetzt die Frankfurter Maler für sich arbeiten, wobei er meinte, auch ihre Bilder würden einst dunkler und dann so wertgeschätzt werden wie die älteren. Die Natursammlungen, besonders Mineralien, bedachte er gleichfalls. Seine „Italienische Reise" wurde damals wenigstens vorbereitet. Die Musik füllte ihm manche Stunde angenehm aus. Ob er nicht auch schon jetzt die Verwaltung einzelner Konkurse übernahm und an verordneten kaiserlichen Kommissionen sich beteiligte, wie er nach „Wahrheit und Dichtung" später that, sei dahingestellt. Im Jahre 1745 zog sein Vetter, der Schustergesell, die Aufmerksamkeit des Handwerkerstandes auf sich. Er bat um das Bürgerrecht und die Zulassung zur Meisterschaft, da er sieben Jahre in Frankfurt gearbeitet habe, er auch mit einer Bürgerstochter verlobt sei. Aber da von seiner Heimat, der damals von Preußen sequestrierten Grafschaft Mansfeld, den ausgewanderten Landeskindern weder Geburtsscheine noch Lehrbriefe gegeben werden durften, konnte er solche nicht beibringen. Der Rat der Stadt war geneigt, dem Wunsche des Gesellen trotz dieses Mangels zu entsprechen, aber die Geschworenen des Handwerks hielten sich starr an die gesetzliche Bestimmung und setzten ihre Weigerung durch.

Die Zeiten waren damals so bedenklich, daß der kaiserliche Rat Goethe, trotz des Drängens der sechsundsiebzigjährigen Mutter, sich nicht entschließen konnte, einen Hausstand zu

gründen, erst eine geeignetere Zeit und wirkliche Neigung abwarten wollte. Sein Halbbruder wurde am 8. Mai 1747 zum Mitglied des Rats dritter Bank gewählt, wodurch gesetzlich seine eigene Wahl in den Rat ausgeschlossen war, auf die er freilich auch dadurch schon verzichtet hatte, daß er nicht ins Bürgerrecht eingetreten war. Im Oktober ward der Zinngießermeister auf Empfehlung des Schöffen Erasmus Senckenberg, der ihn als einen sittsamen und geduldigen Mann bezeichnete, Wechsler bei der Münzdeputation. Erst der Präliminarfriede zwischen England und Holland vom 30. April 1748 scheint dem kaiserlichen Rat den Mut gegeben zu haben, an eine Heirat zu denken, von der er eine zahlreiche, seinen Namen verewigende Nachkommenschaft erwartete. Die älteste Tochter des am 10. August 1747 zum Stadt- und Gerichtsschultheißen erwählten Schöffen Textor, Katharina Elisabeth, hatte am 19. Februar ihr siebzehntes Jahr vollendet. Der Vater war ein bürgerlicher Mann, der viele Kinder hatte und als bürgerfreundlich bekannt war. Obgleich Kaspar schon im achtunddreißigsten Jahre stand, befürchtete er keine Ablehnung, wenn er dem noch kindhaften Mädchen die Hand bot, da er den Ruf eines wohlgesessenen, sittlichen Mannes genoß. Der Antrag war dem für die Zukunft seiner nicht mit Reichtümern gesegneten Töchter besorgten Textor erwünscht. Der Unterschied der Jahre schien diesem kein Hindernis, da ihm, der ein noch jüngeres Mädchen heimgeführt hatte, eine ganz glückliche Ehe beschieden war. Und die Verbindung des jungen Mädchens mit dem kaiserlichen Rate gelang so gut, wie sie gelingen konnte bei einem Manne, der, wenn auch trocken und nüchtern, doch zartem Gefühle nicht fremd war und, da er keinen bestimmten amtlichen oder geistigen Lebenszweck hatte, die ganze Kraft seines festen Wollens und seinen lehrhaften Geist auf das Glück seines Familienkreises beschränkte. Die Hochzeit

fand am 20. August 1748 statt (S. 24 f.) zur Wonne der fast achtzigjährigen Mutter, welche mit dankbarer Liebe die gute, fast noch kindliche Schwiegertochter aufnahm und durch ihre Wärme die etwas kühle, ruhige Liebe des Sohnes würzte, die mehr eine väterliche Teilnahme als eine gattliche Herzensneigung war. Erst als der glückliche Gatte der baldigen Niederkunft entgegensah, am 25. Juni 1749, trat er in das Bürgerrecht ein; seine Schatzung aber betrug nicht mehr als 2000 Gulden, wofür er nur ein Bürgergeld von einem Gulden zehn Kreuzer bezahlte, wie zweiundzwanzig Jahre später sein Sohn, der Advokat, und dabei auch „für Feuereimer einen Gulden zehn Kreuzer, pro inscriptione zehn Kreuzer". Die geringe Einschätzung erklärt sich daraus, daß er als Haussohn eintrat, da er den vom Vater im letzten Willen ihm befohlenen „kindlichen Respekt und Gehorsam" so sehr beobachtete, daß er der Mutter das Vermögen ganz überließ; nach ihrem Tode zahlte er natürlich die höchste Schatzung.

Außer der rastlos im Hause wirkenden Schwiegermutter erfreuten die junge Frau das väterliche Haus, die Liebe der Mutter und die heiteren gemütlichen Schwestern, auch ein Kreis von Freundinnen, die zu frommer Gottesverehrung sich bekannten, ja mit pietistischem Schwärmen von Christi Kreuz, Dornen und Striemen sich die nüchterne Katechismuslehre würzten, und bald das erwartete Mutterglück, wodurch auch ihr auf eine tüchtige Nachkommenschaft hoffender Gatte erheitert und erhoben wurde. Das schönste Glück leuchtete dem dunkeln Hause auf dem großen Hirschgraben, als am Morgen des 28. August die ängstlich hinter dem Bette der sechzig Jahre jüngeren Wöchnerin harrende Schwiegermutter den Jubelruf erhob: „Elisabeth, er lebt!" Auch der kaiserliche Rat war wie neugeboren; er sah seinen Wolfgang, dessen Pate einzig und allein der vornehmste Bürger Frankfurts wurde, schon

als angesehenen Juristen, was sein berühmter mütterlicher Urgroßvater gewesen, schon im Regimente der Stadt, wie dieser, der als Syndikus berufen worden, ja als Stadtschultheißen, wie sein Pate. Einen Monat später verlobte der Zinngießermeister seine älteste Tochter, die Patin der Mutter des Rates. In der Hausbibel heißt es: „1749 den 27. Octobris Montagsabend ist der Herr Nachbar Streng an der Borngasse Johann [vielmehr Ulrich] Thomas das erste Mal zu mir ins Haus gekommen und hat um meine Tochter Cornelia gleich angehalten. [Der Handelsmann Streng war Witwer.] Ist ihm auch gleich willfahrt worden, und den 30. Octobris Donnerstag drauf hat er abends unter achtzehn guten Freunden das Jawort geholt, und den 2. Novembris Sonntags drauf ist er mit ihr aufgeboten worden und vierzehn Tage hernach den 17. Novembris ist die Hochzeit gehalten worden. Und Montags früh in der Barfüßerkirche vorher ganz allein durch Herrn Pfarrer Schmidt kopuliret und nachmittag um zwei Uhr die Hochzeit im ‚König von England‘, nur einen Abend unter einer Tafelmusik vom ganzen Chor von zwölf Musikanten, wobei bis früh vier Uhr getanzt, gehalten worden. Gott verleihe ihnen seinen Segen!“ Wir bemerken, daß auch Goethes Mutter Cornelia eine geborene Streng war.

In demselben Jahre wiederholte der Schustergeselle Christoph Justus Goethe beim Rate dringend seine Bitte um Zulassung zum Bürger- und Meisterrechte, indem er nachwies, daß er vergebens aus seiner Heimat einen Geburts- und Lehrbrief zu erhalten gesucht, und sich auf die Verbürgung seines Anverwandten, des Rates und Zinngießermeisters Goethe für seine eheliche Geburt berief. Der Rat sprach wiederholt die Zulassung aus. Aber die Geschworenen des Handwerks hielten sich an den Buchstaben, sie verwarfen nicht bloß die Verbürgung, die nicht den Geburtsschein ersetzen könne, sie wagten

sogar Verdacht zu äußern, weil die Zeugnisse eben nicht beigebracht werden könnten, ja sämtliche Meister erhoben Widerspruch zu Wien beim Reichshofrat, wo denn die Sache weitergeführt wurde. Der Rat Zinngießermeister unterstützte den Vetter mit seinem Rat, und auch der kaiserliche Rat wird dabei nicht unthätig gewesen sein, ja vielleicht die Sache seinem Freunde Senckenberg empfohlen haben, der seit 1746 Reichshofrat war.

Der 7. Dezember 1750 brachte den Wünschen des kaiserlichen Rates eine Tochter, deren Patin die Schwiegermutter Cornelia war. Pate wurde der Schwager, der Darmstädtische Oberstlieutenant Hoffmann. Bei einem zweiten, am 26. November 1752 geborenen Sohne stand der Zinngießermeister und Rat zu Gevatter. Alle drei Kinder gediehen glücklich, wenn auch der zweite Sohn nicht zu so großen Hoffnungen wie Wolfgang zu berechtigen schien. Unterdessen hatte die lustige Schwester der Frau Rat mit dem Handelsmann Georg Adolf Melber sich vermählt. Der Halbbruder verheiratete am 1. Februar 1752 seine zwanzigjährige Tochter Sophie Margareta an den fast neunzehn Jahre ältern deutsch- und französischen evangelisch-lutherischen Pfarrer Ehrenreich Reichard. Ihre neunzehnjährige Schwester Sabina Margareta vermählte sich am 2. Oktober 1753 mit dem neunundzwanzigjährigen bürgerlichen Lieutenant Simon Friedrich Küstner. Da „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ in der viele Züge aus Goethes eigenem Leben enthaltenden Puppenspielgeschichte eines jungen talentvollen Mannes von der Artillerie gedenken, welcher dem Vater sehr wesentliche Dienste geleistet, so könnte hierbei der Schwiegersohn des Zinngießermeisters vorschweben, obgleich Küstner nicht Lieutenant der Artilleriecompagnie war.

Unterdessen war endlich die Sache des Schustergesellen, freilich nicht ohne Stürme, die lebhaftes Gerede erregten und

den Namen Goethe in aller Mund brachten, zum erwünschten Ende gekommen, da alles von der Familie gethan wurde, um die von den Handwerkern leidenschaftlich verschobene Sache ins Licht zu setzen. Vergebens hatte Christoph Justus beim Könige von Preußen die Ausfertigung des Lehrbriefes beantragt und dafür sein ganzes hundert Thaler betragendes Erbe der Rekrutenkasse angeboten. Obgleich dieser von kleiner und schwächlicher Statur war, auch sein geringes Vermögen schon längst zur Invalidenkasse eingezogen war, schlug der König das Gesuch ab, weil es, so hieß es echt despotisch, den Leuten nicht gestattet sei, außer Landes zu gehen. Doch gelang es, von dem Konsistorium zu Mansfeld einen Geburtsschein zu erhalten, und die Mansfelder Schuhmachermeister erklärten im Sommer 1751, Christoph habe sein Handwerk ehrlich erlernt und sich während der Lehrzeit ordentlich betragen. Auch jetzt noch hielten die Frankfurter Meister an ihrem Widerspruch fest; aber am 9. September 1752 wies der Reichshofrat diesen zurück. Nach Verkündigung dieses Spruches thaten mehrere Meister sich zusammen und drohten, dem neuen Genossen das Leder zerschneiden zu wollen. Erst als man die Widerspenstigen verhaftet hatte, beruhigten sich die Aufständigen, und so ward Christoph im Januar 1753 nach der Verheiratung mit seiner lang verlobten Bürgerstochter unter die Meister aufgenommen. Wie es ihm weiter ergangen, finde ich nicht berichtet. Zufällig wissen wir, daß der Rat Goethe in diesem Jahre der Sektion eines in Frankfurt gestorbenen Holländers beiwohnte. So nahm Dr. Goethe an der Erforschung der Natur lebhaften Anteil.

Weihnachten erfreute Goethes Mutter ihren Enkel mit einem Puppenspiel, das so mächtig auf den jungen Dichter wirken sollte, besonders da er es nicht als totes Spielwerk, sondern in einer ihn lebhaft ergreifenden Darstellung der bib-

lischen Geschichte von David und Goliath sah, ein Vergnügen, das der Vater ihm unbedenklich gern bereitete. Bald darauf fiel die an ihren Enkelkindern so liebevoll hängende Greisin in eine rasch fortschreitende Ermattung, so daß sie tagsüber immer im Lehnstuhl saß und man die Kinder fernhalten mußte. Ganz unerwartet entschlief sie am Abend des 26. März 1754. Ihr Arzt Senckenberg berichtet: „Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man nach ihr sah, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut.“ Sie war der gute Genius des Hauses gewesen; die beiden älteren Kinder, besonders Wolfgang, hatten noch die treue Liebe der so milden und edlen Großmutter empfunden. Den Haushalt hatte in der letzten Zeit die Frau Rat geführt. Daß die Mutter die Knickerigkeit ihres Sohnes gegen seine Frau gefürchtet und sie kurz vor ihrem Tode durch eine ihr übergebene größere Summe habe sichern wollen, und was weiter daran geknüpft wird, Elisabeth habe dem Gatten dies später mitgeteilt und das Geld übergeben, er aber das Versprechen, es ihr zu verzinsen, nicht gehalten, ist eine der vielen Luftspiegelungen, worin die stets geschäftige Skandalsage die spätere Kargheit von Goethes Vater ausgeführt hat, und wohl eine sehr junge. Hätte die Mutter des Sohnes Kargheit gefürchtet, so würde sie nicht einen solchen sonderbaren Umweg genommen, sondern offen ihren Kaspar ermahnt haben. Vielleicht liegt der Sage die Geschichte im „Werther“ zugrunde von der Frau, der ihr filziger Mann das zu geringe Wochengeld auch bei der Vermehrung der Familie nicht erhöhen wollte, so daß sie genötigt war, insgeheim das Nötige aus der Kasse zu nehmen, was sie ihm erst auf dem Totenbette gestand, aus Rücksicht auf diejenige, die nach ihr den Haushalt zu führen haben werde.

Der Tod der Mutter, wie bitter auch der kaiserliche Rat ihn empfand, gab ihm vielfache Beschäftigung, da so manches

zu ordnen war, besonders dem Hausbau, den er schon bei ihren Lebzeiten vielfach bedacht hatte, näher getreten werden sollte. Das Haus mit seiner unbequemen Einrichtung hinderte ihn an zweckmäßiger Aufstellung seiner Sammlungen und entsprach in keiner Weise den Anforderungen, die man an eine freundliche, von Wohlstand zeugende Familienwohnung stellte. Wollte er auch den Bau nicht sogleich beginnen, sondern vorher die in diesem Jahre bevorstehende Niederkunft seiner Gattin abwarten, so sollte doch alles vorbereitet werden, damit er im nächsten Jahre rasch zu Ende geführt werden könne. Die am 9. September geborene zweite Tochter erhielt ihre Vornamen von ihren beiden Patinnen, der Gattin des Hofrats Moritz und deren Schwester. Schon am 7. März 1755 wurde der erste Riß des Hauptbaues dem Frankfurter Rate eingegeben, aber die Genehmigung des ganzen Baues verzog sich wegen des Einspruchs eines Nachbarn bis zum Mai, wo denn gleich mit dem Abbruch des Nebenhauses begonnen wurde. Dort wohnte ein junger Jurist, der Sohn des verstorbenen Archivars Clauer, über den Goethe die Vormundschaft hatte. Dieser muß schon damals nicht recht bei Sinnen gewesen sein; denn die Ankündigung, daß er einige Zeit umziehen solle, machte ihn völlig schwachsinnig. Den Entwurf des Planes und die ganze Vorbereitung hatte Rat Goethe selbst mit Hilfe eines Zeichners, eines Maurers und eines Zimmermanns gemacht. Ein neuer Grund- und Schlußstein sollte zur Tragung des Gewölbes in die Brandmauer zwischen dem Haupt- und dem Nebenhause gelegt werden. Da der Rat alle irgend bedeutende Lebensereignisse durch eine gewisse Feierlichkeit weihen zu müssen glaubte, so durfte eine solche auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Der junge Wolfgang stieg, als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, an der Seite des Steinmetzen, von mehreren Maurern begleitet, in die Tiefe, um beim Einmauern mit

Hand anzulegen. Längst vor dem Ende des Jahres war der Hausbau vollendet, da der Bauherr ihn mit rastloser Thätigkeit betrieb. Mit welcher peinlichen Genauigkeit er alles einzeln beachtet hatte, zeigen die noch erhaltenen Baupapiere. Sehr unangenehm mußte es ihm sein, daß sein Halbbruder in diesem Frühjahre ein höchst unliebsames Aufsehen durch die rechtswidrige Erhebung der Salzaccise erregte, die er von der Stadt gepachtet hatte. Der Bürgerausschuß und das Kollegium der Neuner beantragten deshalb beim Rate eine anderweitige Verpachtung, die auch nach der von der Rechenei angestellten Untersuchung beschlossen und dabei bestimmt wurde, daß der neue Pächter auf eine gemessene Instruktion handtreulich verpflichtet werde.

Nach dem Hausbaue, der eine Zeit lang zur Unterbringung der Kinder bei Freunden genötigt hatte, wurde der vom Vater geleitete, zeitweise unterbrochene Unterricht um so eifriger wieder aufgenommen. Auch mußte der Knabe, der jetzt eine eigene Stube in der Mansarde erhielt, bei der Aufstellung der Bücher und beim Aufhängen der bisher im Hause zerstreuten Gemälde in einem besonderen Zimmer helfen und im Sommer mit der Schwester das mühevolle Bleichen der vielen durch die Länge der Zeit verunreinigten Landkarten und Prospekte besorgen, damit diese an den neuen Wänden wieder ihren Platz finden konnten. Leider hatte am Anfange des Jahres die Familie den Verlust des zweiten, nach dem Tode der Großmutter geborenen Mädchens zu betrauern. Der Vater, dem sein Hausbau so gut gelungen, war sonst behaglicher als je. Mit besonderer Wonne bemerkte er die hohe Begabung des frühreifen Knaben, dem alles leicht wurde, weshalb er auch manche Anforderung an ihn stellte, die einen minder beanlagten Jungen zu sehr angestrengt haben würde. Doch hielt er ihn nur stundenweise zum Lernen an, gestattete ihm manche Freiheit,

ließ ihn an häuslichen Geschäften, wie am Decken des Tisches und am Auffüllen des Weines teilnehmen, Aufträge in der Stadt ausführen, mit Altersgenossen verkehren, die in gemeinsamen Privatstunden und im Spiel seine Genossen waren. Auch genoß er des innigen Zusammenlebens mit der Schwester und der besorgten Liebe der jugendlich heiteren, rein gemütlichen Mutter deren glänzende, gemütliche Märchen seine lebhafte Einbildung entzückten und anregten. Der Kreis der Verwandten ward in diesem Jahre durch die im Spätjahre gefeierte Hochzeit der zweiten Schwester seiner Mutter mit dem jungen Pfarrer Starck erweitert, die schon im Frühjahr mit ihm sich verlobt hatte. Mit der jüngsten noch ledigen Tante, die nicht volle fünf Jahre älter als Wolfgang war, stand der frühreife Knabe auf vertrautestem Fuße.

Schon damals hatte der Siebenjährige Krieg das Verhältnis des kaiserlichen Rates zum Schwiegervater getrübt, der, wie der ganze Rat, auf kaiserlicher Seite stand und Friedrich für einen Rebellen erklärte, während die Bürgerschaft ihm als Vertreter des Rechts der Fürsten und Stände gegen die Herrschsucht der stets wachsenden habsburger Hausmacht zujubelten. Goethes Vater war preußisch oder fritzisch gesinnt, wenn er auch den Bestand des Reiches wünschte und der Preußenkönig wegen seiner despotischen Gesinnung, die er durch die Verhaftung Voltaires und sein Verfahren gegen den verwaisten Schustergesellen gezeigt hatte, ihm zuwider war. Aber er ehrte ihn wegen seines tapfern Mutes, der gegen eine Welt von Feinden sein gutes Recht vertrat, und so galt ihm sein überraschender Einbruch in Sachsen als eine Großthat ersten Ranges. Die großen Erfolge des Königs hoben sein strahlendes Bild zum unendlichen Jubel seiner Verehrer und zur Verzweifelung der Gegner, die das Ausland zum Schutze der angeblich gefährdeten Reichsverfassung aufriefen und so

Deutschland fremdem Übermute wieder preisgaben. Die großen Siege, die Friedrich im folgenden Jahre errang, wurden von den Verehrern gefeiert, und seine Unfälle zeigten ihn nicht minder groß, da er aus seiner verzweifelten Lage sich immer wieder aufschwang. Am Ende des Jahres war er infolge des großen Tages bei Leuthen gefürchteter als je. Wie weit der Riß durch die Familie Textor und Goethe damals ging, wissen wir nicht genau, da wir nur die späte Darstellung in „Wahrheit und Dichtung“ haben. Wird auch der kaiserliche Rat nur bei festlichen Gelegenheiten mit dem Schwiegervater zusammen gekommen sein, die Kinder stellten sich häufiger ein, und besonders Wolfgang wurde von der Mutter angehalten, sich jedes den Großvater verletzenden Wortes zu enthalten.

Aus diesem Jahre und den drei ersten Monaten von 1758 hat sich ein vom Knaben selbst, wohl auf Veranlassung des Vaters, ausgewähltes Heft Schönschriften und Sprachübungen in Reinschrift erhalten. Aus ersterem ersehen wir, daß Wolfgang mit vielen Knaben, deren Zahl bis zu vierundzwanzig stieg, gemeinsamen Schreibunterricht genoß, bei dem mindestens jeden Monat ein Preisschreiben stattfand und einer der Väter die Beurteilung übernahm. Bei diesen „Stechschriften“ (dreizehn sind erhalten und von H. Weißmann herausgegeben) erhielt Wolfgang einmal die erste Nummer, und meist ist seine Schrift eine der besseren; man erkennt schon eine feste Hand. Weiter bietet das Heft die Reinschrift dreier deutschen Gespräche zwischen Wolfgang und dem Vater oder einem Max genannten Freunde mit lateinischer Übersetzung. Die deutsche Vorlage ist vom Vater und zeigt dessen Gewandtheit, sich in die Anschauung des Knaben zu versetzen, ihm spielend Kenntnisse beizubringen und die Gelegenheit zu geben, seine lateinischen Phrasen zu gebrauchen. Einen ganz besonderen Wert gewinnen sie dadurch, daß sie uns einen Blick in die Erziehung

des Knaben und das häusliche Leben gestatten. Auch hier zeigt sich, daß der Vater, wenn auch ernst, doch kein Murrkopf war, sondern zu Scherz geneigt war, wie er denn auch bei Tische sich ein munteres Gespräch liebte. Wir hören, wie Wolfgang es sich gefallen lassen muß, von einem häuslichen Schmause ausgeschlossen zu werden, weil er in die lateinische Privatstunde bei einem Spielgenossen gehen muß, wo er der Zumutung widersteht, die Zeit bis zum Erscheinen des Lehrers zum Raufen zu verwenden; wir vernehmen, wie er allerlei Figuren aus Wachs macht, worüber der Vater spottet, ohne es ihm zu verbieten, wenn er ihm auch schließlich befiehlt, an seine Arbeit zu gehen; auch wird erwähnt, daß derselbe ihm von Zeit zu Zeit kleine Altertümer schenkt. Mancher Geschichten wird hier gedacht, auch einiger bei Horaz vorkommenden Personen und seiner von Drollinger in Knittelversen übersetzten Fabel von der Stadt- und der Feldmaus.

Ende März dieses Jahres wurde die Familie durch eine Tochter zum Ersatz der im vorigen ihr geraubten erfreut; sie war wohl das sehr schöne und angenehme Mädchen, dessen Wolfgang noch später gern gedachte, wogegen das im sechsten Jahre stehende Brüderchen zart, träg und eigensinnig war, so daß Wolfgang kein eigentliches Verhältnis zu ihm hatte. Seine stets bereite, ihm innig anhängende muntere Gespielin war Cornelia. Der Vater stand mit vielen älteren Bekannten in mehr oder minder vertrauter Beziehung. Er hatte auch auswärts Verbindungen; so besonders mit dem durch mancherlei Gewerbthätigkeit belebten Hanau, von wo er auch die Seidenraupen bezog, deren Pflege den Kindern gerade in diesem Jahre eine besondere Last auflegte. In Darmstadt war er mit dem Maler Seekatz bekannt; er und mehrere Frankfurter Maler erhielten von ihm manche Aufträge.

In dem durch die blutigsten Schlachten und Verheerungen

äußerst bewegten Jahre 1758 gingen auch in der Textor-Goetheschen Familie die Parteiwogen sehr hoch, aber die Frauen wußten immer wieder die Parteien zu versöhnen. Das Haus war nun ganz eingerichtet, so daß Goethe alles, was ihm in den hergestellten Räumen unbequem war, anfangs April in einer mehrtägigen bei ihm gehaltenen Versteigerung losschlug. Es fehlten nur noch vier Prellsteine vor dem Hause. Um die Erlaubnis, diese zu setzen, war der Rat schon im Mai 1756 eingekommen, aber die Sache hatte zu seinem Ärger solche Bedenken gefunden, daß er im Oktober 1758 sein Gesuch wiederholen mußte, wonach ihm dann Mitte November diese „Vergünstigung" zuteil wurde. Der Unterrichtsgang Wolfgangs erlitt keine Unterbrechung, wobei der Vater wohl den Rat des ihm längst bekannten Gymnasialrektors Albrecht in Anspruch nahm, der vier Wochen vor ihm geheiratet hatte; aber den Sohn dem Gymnasium zu übergeben konnte er sich nicht entschließen. Im März schrieb sich Wolfgang die geschichtlichen Aufgaben ab, die einst der Konrektor Reinhard seinen Primanern zur Nachahmung der Historiae Philippicae des Justin zum Übersetzen diktiert hatte; auch seine eigene, wohl vom Lehrer durchgesehene Übersetzung brachte Wolfgang ins reine. Andere Stücke nebst Übersetzung schlossen sich an. Daß der noch nicht ins zehnte Jahr getretene Knabe die den Primanern gestellten Aufgaben nicht zu schwer fand, zeugt von seiner großen Gewandtheit. Nun aber folgen selbständige Versuche aus seinem Geburtsmonat, dem August; es sind „Morgenglückwünsche" auf alle Tage desselben, „ausgedacht und dem teuersten Vater gewünscht"; die vierzehn ersten sind in deutscher Prosa, die folgenden lateinisch, nur drei griechisch. Das Griechische muß er eben jetzt angefangen haben, wohl auf eigenes Verlangen. Und nicht lange nachher fallen sieben lateinische Sprüche (Felicitationes novae) mit griechischer

Übersetzung. War das Griechische früher ohne Accente geschrieben, so finden sich diese jetzt, freilich nicht immer richtig, wie auch Sprachfehler gemacht sind. Scherbius, der Lehrer der dritten Gymnasialklasse, der eben geheiratet hatte, wird ihm Unterricht im Griechischen erteilt haben. Weiter findet sich ein Vers von Hosea in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, französisch und griechisch. Endlich hat er eine „Anweisung zur deutsch-hebräischen Schrift“ sich abgeschrieben. Vielleicht war es in diesem Jahre, daß das Haus auf dem großen Hirschgraben Abel, den letzten Meister auf der Gambe, der in Dresden einen Ruf nach London erhalten hatte, auf der Durchreise bewirtete.

Das behagliche Leben, das trotz aller Aufregung infolge des Frankfurt in zwei Parteien spaltenden Krieges bisher sich erhalten hatte, wurde durch die französische Überrumpelung der Stadt auf das bitterste gestört. Der freie Frankfurter, der auf die Unantastbarkeit der Stadt, wie auf sein Leben vertraut hatte, sah sich jetzt der Willkür des fremden Volkes preisgegeben, und zwar, wie auch Goethes Vater argwöhnte, durch Verrat der Regierung, besonders des Stadtschultheißen. Die schönen Zimmer, an denen Rat Goethe sich so behaglich zu freuen gehofft hatte, mußte er dem französischen Königslieutenant einräumen, sein stilles Haus sollte wie ein Vogelschlag sein, keine Ruhe bei Tag und Nacht. Wie freundlich sich auch Graf Thoranc zeigte, der jede unnötige Belästigung sorgfältig mied, der sich gleich als warmen Kunstfreund verriet, da er die Frankfurter Maler mit seinen Aufträgen erfreute, dem Hausherrn war selbst sein Anblick unleidlich, ja daß er Wolfgangs Mansarde als Maleratelier in Anspruch nahm, verschärfte seine Erbitterung. Wie der Rat, war auch sein Halbbruder außer sich über die fremde Besatzung. Da ein Offizier sich als Einquartierung bei ihm einstellte, erklärte er, als

Mitglied des Rates sei er frei; als dieser dann mit Gewalt drohte, verließ er sein Haus und verfluchte laut die Regierung, welche die Stadt verraten habe. Der kaiserliche Rat wurde dadurch noch besonders schwer getroffen, daß sein zweiter Sohn, der früher lange leidend war, gleich in der ersten Zeit, am 11. Januar starb. Wolfgangs Unterricht litt gar sehr unter dem Mißmut des Vaters, dessen Ruhe dauernd gestört war. Und die Sache wurde immer schlimmer. Allbekannt ist, wie er, als wider seine sichere Erwartung die Franzosen in der Schlacht bei Bergen Sieger blieben, von der Wut sich so weit fortreißen ließ, daß er gegen den Königslieutenant eine Beleidigung ausstieß, die ihn unglücklich gemacht haben würde, hätte Thoranc sich nicht begütigen lassen. Aber daß er diesem seine Freiheit zu danken hatte, verstimmte ihn noch ärger. In seiner fortwährenden Aufregung konnte er nicht mehr die Erziehung und Unterweisung des Knaben mit voller Seele leiten, er mußte ihm größere Freiheit gestatten. Selbst daß Wolfgang so viel im Atelier der Maler weilte und dem Königslieutenant zur Seite war, verdroß ihn, wenn ihm auch nicht entging, dieses müsse zu seiner Bildung beitragen. Daß dieser schon damals, in seinem zehnten Jahre, zu dichten begonnen, wissen wir aus einem Leipziger Briefe an die Schwester. Es waren wohl nur kleine Gedichte, Glückwünsche an den Vater und Nachahmungen geistlicher und anderer Lieder der von ihm mit Lust gelesenen Dichter, die den Vater nur als Zeugnisse seines geweckten Geistes erfreuten. Am 9. August verlor die Familie infolge der herrschenden Ruhr das sehr schöne, über zwei Jahre alte Mädchen, was auch den Vater tief schmerzen mußte, der jetzt schon drei seiner Kinder sterben gesehen hatte.

In demselben Jahre machte zu Frankfurt ein Namensvetter Goethes unangenehmes Aufsehen; es war der Schlossergeselle Johann Heinrich Goethe, der Sohn eines Schmiedes

zu Uslar in Hannover, dessen Verwandtschaft mit dem Sangerhauser Goethe nicht unmöglich ist. Die Schlossergesellen Frankfurts waren darüber, daß ein Meister einen Genossen geschlagen und seine Verhaftung veranlaßt hatte, so erbittert, daß sie die Arbeit einstellten und die Stadt so lange zu verrufen beschlossen, bis sie Genugthuung erhalten. Den Auftrag, dies allen in Frankfurt Arbeitenden mitzuteilen, erhielt der Altgeselle Goethe. Der Rat ließ ihn und andere noch in Frankfurt weilende Gesellen verhaften, sandte ihn darauf in Begleitung eines Soldaten nach Offenbach, um die dorthin gegangenen Gesellen zur Rückkehr zu bestimmen. Aber diese stellten Forderungen, auf die man nicht einging; sie sollten erst zurückkehren und dann ihre Beschwerden den Handwerkergeschworenen mitteilen. Statt dessen schickten sie Briefe an die Altgesellen in ganz Deutschland und erklärten alle Gesellen für ehrlos, die nach Frankfurt gehen würden. Ein Teil der Gesellen, die nach Kronberg ausgezogen waren, forderten die andern Frankfurter Handwerker auf, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Aber der Rat verhaftete alle, welche dies versuchten, bewirkte auch, daß man in Offenbach und Kronberg die Ausständigen gefangen nahm. Die meisten fügten sich jetzt, die, welche dies nicht thaten, wurden zum Schanzen angehalten. Sechsundvierzig, unter ihnen Goethe, flohen; ihre Namen wurden allen deutschen Städten angezeigt. So wurde zum erstenmal der Name Goethe in ganz Deutschland, eben nicht rühmlich, bekannt.

Kehren wir zu Goethes Vater zurück, so richtete dieser im Anfange des Jahres 1760 an den Rat die Bitte, ihn endlich von der bösen Einquartierung befreien zu wollen, die ihm die meisten Zimmer wegnehme und die Ruhe seines Hauses störe, doch dieser konnte bei der großen Wohnungsnot ein so bedeutendes Haus nicht freigeben. Der in tiefster Seele aufgerüttelte

Mann, der sich durch die lange Einquartierung sogar an der Erfüllung seiner väterlichen Pflicht gehindert sah, wandte seinen Haß gegen den Schwiegervater, so daß er jetzt der schleichenden Verleumdung glaubte, dieser sei durch Geld bestochen worden. Sein Groll entlud sich, als er im März beim Schmause nach der Taufe eines Sohnes des Pfarrers Starck mit dem Schultheißen zusammentraf. Wir haben Senckenbergs Bericht darüber S. 33f. besprochen. Daß Wolfgangs häufiger Besuch des französischen Theaters, wozu er ein Freibillet vom Großvater bekommen hatte, nicht ganz nach dem Herzen des Vaters war, ist natürlich, doch verbot er ihn nicht, da er dadurch seine Kenntnisse der freilich ihm jetzt sehr verhaßten französischen Sprache erweiterte und zum Lesen von Corneille, Voltaire und Racine getrieben wurde. Daneben gewann seine Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache besonders durch die Privatstunden von Scherbius. Auch die deutschen Dichter wurden fleißig gelesen und die eigenen Versuche in gereimten Gedichten eifrig fortgesetzt. Am 14. Juni wurde die Familie noch durch die Geburt eines Sohnes erfreut, dessen Pate der Schwager Melber wurde. Die Freude aber sollte nicht lange dauern; schon nach acht Monaten, am 16. Februar 1761, starb er, so daß der Vater, der auf eine reiche Nachkommenschaft gehofft hatte, sich wieder auf das erste Paar beschränkt fand.

Einige Monate später sah er sich endlich von der verhaßten französischen Einquartierung befreit, die ihm drittehalb Jahr das Leben verkümmert hatte. Freilich mußte er sich entschließen, seinen ersten Stock zu vermieten, da man ihn sonst nicht von der Einquartierung hätte frei halten können. Ein alter Freund, der Kreisgesandte Kanzleidirektor Moritz mit Frau und Kindern, eine durchaus stille Familie, zog bei ihm ein. Wolfgang erhielt seine Mansarde zurück, und der Unterricht des Vaters konnte wieder in gewohnter Weise beginnen. Freilich

mußte er dem Heranreifenden jetzt größere Freiheit gestatten als früher, schon weil er sie in der letzten Zeit genossen. Der Kreis der Bekannten Wolfgangs hatte sich vermehrt, und manche Freunde hatten den feurigen und geweckten, durch Anmut und zugleich eine gewisse Würde sich auszeichnenden Knaben so lieb gewonnen, daß sie ihn gern um sich sahen. Unter ihnen befand sich auch der Schöffe v. Olenschlager, auf dessen Kindertheater Wolfgang und Cornelia vielleicht schon im nächsten Winter in französischen und deutschen Stücken auftraten. Ein Zeugnis von der gehobenen Stimmung des Vaters ist die am Vorabend von Wolfgangs Geburtstag in Gemeinschaft mit den beiden aus Worms stammenden Freunden Moritz gemachte Eingabe an den Rat. Bei dem herrschenden Mangel an Brennholz hatten sie beschlossen, ein Schiff mit solchem kommen zu lassen; sie baten den Rat, jedem von ihnen zehn bis zwölf Gilbert (ein Gilbert = zwei Stecken) um einen zu bestimmenden Preis zukommen zu lassen, den Rest unter die übrige Bürgerschaft zu verteilen. Der Rat lehnte seine Teilnahme ab.

In der Osternacht, am 22. März, war des Halbbruders zweite, an den Pfarrer Reichard verheiratete Tochter verschieden. Kurz vor dem Ende des Jahres, am 29. Dezember, folgte ihr der Vater, mit dem der kaiserliche Rat stets in freundlicher Beziehung gestanden hatte, wenn auch der böse Charakter seiner Frau eine nähere Verbindung hinderte. Ein Drittel von dessen väterlichem Vermögen fiel dem Bruder als Pflichtteil zu. Die Frau überlebte ihn fast siebzehn Jahre. Der Rat verkehrte wohl auch noch mit den Verwandten in Allstedt; von den Kindern Johann Christians lebten außer der verheirateten Tochter, die drei Kinder hatte, noch ein im dreißigsten Jahre stehender Sohn, Johann Andreas, und eine zwanzigjährige Tochter. Ersterer trat im folgenden Jahre als Großuhrmacher in das Frankfurter Bürgerrecht und heiratete die

Tochter des Spezereihändlers Otto. Eine Hausuhr, die auf dem Zifferblatt seinen Namen nennt, findet sich jetzt im Frankfurter Goethehause.

Am Anfange des Jahres 1762 sah der Rat Goethe mit großer Behaglichkeit dem Frieden entgegen, besonders nach dem am 16. März zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Waffenstillstand, und schon dachte er in seiner Lust an häuslichen Festen, wie er das ersehnte Friedensfest würdig feiern solle. Für seine Gattin bestimmte er eine kostbare, mit Diamanten geschmückte goldene Dose. Frühzeitig ließ er diese in Hanau verfertigen, und er übergab sie einem Frankfurter Goldschmied, der sie mit Diamanten besetzen sollte. Aber der Künstler zeigte sich so saumselig, daß Wolfgang ihn häufig mahnen mußte. Von Seekatz ließ er ein Familienbild machen, das schon am 24. September bezahlt wurde, vielleicht schon an Wolfgangs Geburtstage fertig war. Dieser selbst erfreute den Vater an diesem Tage mit einem Quartanten eigener Arbeit, der außer einer Anzahl kleiner Gedichte ein nach der Weise v. Mosers verfaßtes prosaisches episches Gedicht über die biblische Geschichte Josephs enthielt. Das war die erste größere Arbeit, die Wolfgang vollendete. Das große Gedicht erfreute den Vater um so mehr, als er streng bis zur Starrheit den Grundsatz befolgt wissen wollte, nichts Angefangenes unvollendet zu lassen. Höchst beglückt, forderte er den Sohn auf, ihm in jedem Jahre einen solchen Band an seinem Geburtstage zu schenken: er ahnte nicht, wie er dadurch seinen dichterischen Drang belebte; denn nicht einen großen Dichter, sondern einen tüchtigen Juristen dachte er aus Wolfgang zu machen. Vielleicht nahm er schon damals den kleinen juristischen Katechismus von Hoppe mit ihm durch, den er selbst einst unter Senckenberg auswendig gelernt hatte. Wolfgang suchte sich daneben die mannigfachsten Kenntnisse, besonders in alter und neuer Litteratur

mit einer Hast und Leichtigkeit anzueignen, die den Vater seine Begabung immer mehr bewundern ließ. Wohl jetzt schon ließ er den Kindern Unterricht im Zeichnen geben, an dem er selbst als ein sehr alter Schüler (denn er hatte in seinem Leben noch nicht gezeichnet) sich mit peinlichstem Fleiße beteiligte. Auch ließ er Wolfgang auf sein dringendes Verlangen, hebräisch zu lernen, vom Rektor Albrecht darin unterrichten, den er häufig mit ihm besucht hatte, wo der gute Alte ihn regelmäßig prüfte und ermunterte; hatte dieser ja einmal, als der Vater mit ihm der Schlußprüfung beiwohnte, ihn zu sich an das Katheder gerufen und ihm eine der sehr vielen zur Belohnung des Fleißes der Schüler bestimmten silbernen Medaillen überreicht. Einmal im Juni hatte der Vater sich beschwerend an den Rat gewandt, da man ihn anhalten wollte, eine Nachzahlung zur Schatzung seiner Mutter zu leisten, die seit 1744 zweihundert Gulden gezahlt hatte. Die Forderung schien ihm ungesetzlich und ein bloßes Versehen.

Nach dem im März 1763 gefeierten Friedensfeste und der völligen Räumung Frankfurts von den Franzosen, wenn nicht schon früher, wurde Wolfgang infolge der großen Freiheit und seiner hohen dichterischen Begabung mit einem Kreise niederer junger Leute bekannt, die mit gewissenlosen Menschen in einer, wenn auch nur losen Verbindung standen. Die Sache kam glücklich noch frühe genug heraus, aber wie unschuldig sie auch von Wolfgangs Seite war, obgleich immer eine sittliche Verirrung, sie brachte ihn eine Zeit lang in bösen Ruf. Der Vater, der so den Glanz seines Kleinods getrübt sah, geriet in fürchterlichen Zorn, so daß man Freund Schneider die Verhandlung mit dem Schuldigen führen ließ. Dieser war um so tiefer erschüttert, als er in jenem Kreise ein anmutiges Mädchen gefunden, das sein volles Herz entzündet hatte und jetzt für ihn verloren sein sollte. Aber auch von diesem Schlage

stellte er mit der ihm eigenen Kraft, sich gefaßt zusammenzuraffen, bald sich wieder her, so daß er sein Tagewerk rastlosen Fleißes wieder aufnehmen, nun mit dem Vater Struves „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ beginnen konnte. Als man später vernahm, daß der 4. Januar 1764 zum Wahltag des Königs in Frankfurt bestimmt sei, mußte er mit dem Vater die Diarien der letzten Wahlen und Krönungen nebst den Wahlkapitulationen durchgehen, um sich auf eine solche bedeutende Reichshandlung würdig vorzubereiten. Dem kaiserlichen Rate als echtem Reichsstädter that es wohl, wiederum solchen feierlichen Tagen beizuwohnen, in welchen seine Vaterstadt als erste aller Reichsstädte glänzte. Der Zusammenfluß der höchsten Würdenträger erfreute sein Herz, das auch die Belästigungen, die sein Haus und er selbst dadurch erlitt, leicht trug; auch freute er sich, so manche alte Bekannte wiederzusehen, besonders den Reichshofrat Senckenberg. Auf Wolfgang machte das ganze Schaugepränge einen bedeutenden, freilich sehr gemischten Eindruck.

Kurz darauf richtete der noch im fünfzehnten Jahre stehende Knabe, wohl mit Wissen des Vaters, an den nur zwei Jahre älteren Buri von Isenburg, auf dem Hofgute zu Neuhof (ein paar Stunden hinter Offenbach), die schriftliche Bitte um Aufnahme in den Gott und der Tugend geweihten Jugendbund, den dieser unter dem Namen der „arkadischen Gesellschaft Philandria“ gestiftet hatte. Daß Buri auf Verdächtigung seines Jugendfreundes Schweitzer, der ihm von dieser Gesellschaft rühmend berichtet hatte, „seiner Laster wegen“ die Aufnahme ablehnte, verschmerzte er leicht, da er die Hohlheit dieses Tugendschwindels bald durchschaute. Der Vater gestattete ihm jetzt Ausflüge in die nächste Umgebung und freute sich, wenn er landschaftliche Zeichnungen davon mitbrachte, obgleich sie auf schlechtes Papier unschicklich gehäuft und nicht vollständig aus-

geführt waren: er schnitt die Blätter auseinander, ließ sie einzeln aufziehen und nötigte ihn jedes zu einem Ganzen abzurunden. Mit den schönsten Hoffnungen sah er, wie Wolfgang sich die mannigfachsten Kenntnisse zu verschaffen suchte, woneben er freilich die juristische Vorbildung nicht vernachlässigen durfte; gern gestattete er ihm auch seine dichterischen Versuche, die jetzt sich schon zum Drama verstiegen hatten. Auch von heiterem Lebensgenuß im Kreise seiner Kameraden und in Gesellschaft heiterer Mädchen hielt er ihn nicht ab; freilich, daß er mit einer Schauspielerin verkehrte, die er zur Oberrichterin seines neuen biblischen Dramas machte, ahnte er nicht, noch weniger, daß er sich auf der Hochschule statt der Juristerei den schönen Wissenschaften widmen wollte. Deshalb hätte er gern das aufblühende Göttingen besucht, aber der Vater bestand darauf, daß er, wie er selbst, drei Jahre in Leipzig studieren sollte. Den Sommer 1765 besuchte Wolfgang längere Zeit Wiesbaden, was darauf deutet, daß der Arzt ihm das dortige Bad verordnet hatte. Der Vater befand sich zu derselben Zeit eines Leidens wegen in Langenschwalbach. Sehr freute er sich, daß sein Sohn mehrere Jahre jünger, als er zur Zeit gewesen, Leipzig besuchte und dort zu einem tüchtigen Juristen sich heranbilden werde: seine große Jugend machte ihn ebenso wenig besorgt als sein leidenschaftliches Übersprudeln; Kopf und Herz, hoffte er, würden ihn vor Irrwegen schützen.

In Leipzig brachte ihn Professor Böhme, an den er durch v. Olenschlager empfohlen war, leicht vom Plane des Umsattelns ab, indem er ihm die Schwierigkeiten vorstellte, dem Willen des Vaters entgegenzuhandeln. Dieser hatte ihm befohlen, ihm monatlich zu schreiben, und einen Briefwechsel mit der Schwester, nicht mit der Mutter gestattet; er selbst wollte ihn von allem Nötigen unterrichten und brieflich sein Leben regeln, auch ihm manche Aufgabe stellen, deren Lösung seine

Bildung fördern werde. Auf die mancherlei Sorgen, die ihm bald der Leipziger Student machte, gehen wir nicht ein. Seine wechselnde Laune, manches Sonderbare, das er aus den Briefen an die Schwester abnahm, sein zeitweiliges Schweigen, einzelnes Tolle, das andere von ihm berichteten, hätten ihn stutzig machen können, aber sein unerschütterliches Vertrauen auf des Sohnes gute Natur verscheuchte immer wieder alle Bedenken: im Geiste schaute er ihn schon als tüchtigen Juristen, als würdigen Teilnehmer am Frankfurter Stadtregiment, wohl gar als Nachfolger seines Großvaters. Aber nach drei Jahren mußte er ihn, durch ein ungeordnetes Leben geschwächt, kaum genesen von einem schweren Blutsturze, selbst an seiner Herstellung fast verzweifelnd wiedersehen. Mutter und Schwester widmeten ihm die besorgteste Liebe. Der Bericht in „Wahrheit und Dichtung", daß der Vater alle Vergnügungen der Schwester verwehrt habe, diese deshalb auf das bitterste gegen ihn verstimmt, ja verhärtet gewesen, erweist sich als unwahr. Ergab sich auch, daß Wolfgangs Lunge nicht angegriffen sei, so litt er doch fortwährend. Eine beim Radieren begangene Unvorsichtigkeit rief die bedenklichsten Anfälle hervor. Ein Rückfall hatte ihn so geschwächt, daß er sich äußerst schonen mußte. Der Vater geriet in halbe Verzweiflung, in der er zuweilen seinen Unmut nicht zurückhalten konnte. Wolfgang bezwang sich nicht immer den stillen und lauten Vorwürfen gegenüber. Seine Beschäftigung mit der Alchymie schien dem Vater eine unsinnige Zeitvergeudung, sein Verkehr mit den Herrnhutern ekelte ihn; sein Dichten bedauerte er, weil es ihn von seinem eigentlichen Zweck abführe; er sollte nicht so liederlich mit seinen großen Gaben wirtschaften. Im Herbste 1769 gestattete er ihm zu seiner Erholung eine Reise nach Worms mit dem Legationsrat Moritz, und er konnte es nicht hindern, daß er auf dieser auch der Herrnhuterversammlung in Marienborn beiwohnte.

Die Verhältnisse der Friedberger Verwandten waren zurückgegangen. Der Schreiner und Wirt Johann Christian mußte die Stelle eines städtischen Visierers (Eichers) annehmen. Sein Sohn, der Großuhrmacher, verlor kurz vor dem Ende des Jahres 1767 seine Gattin, führte aber schon am 11. April 1768 eine Schuhmacherstochter aus Friedberg heim. Er hielt sich in Frankfurt bis zu seinem am 11. März 1788 erfolgten Tod. Der Vater war schon am 11. Mai 1768 gestorben. Nach dem Ableben seiner Frau am 17. Januar 1770 brach der Konkurs über das Vermögen der Eltern aus. Das Haus „Zum Ritter" wurde öffentlich versteigert. Der Rat Goethe mag damals Konkursverwalter gewesen sein, wie er es sieben Jahre später bei einem Konkurse des Ansteigerers war, von dem er einen Teil des dortigen Anwesens gekauft hatte.

Des Vaters Segen begleitete den Sohn am 31. März 1770 nach Straßburg. Seine ersten Meldungen von dort entsprachen den Wünschen des Vaters, so daß dieser völlig beruhigt war. Wir wissen, daß der kaiserliche Rat im Mai zwei Stunden lang mit dem Legationsrat Moritz die Senckenbergische ärztliche Stiftung in allen Teilen genau besichtigte, er im Sommer einen Ausflug nach Mannheim machte, auf welchem er unter andern auch den Leibarzt Dr. Medicus besuchte. Zu seiner Freude berichtete Wolfgang im September, daß er die zur Promotion nötigen Prüfungen bestanden habe, so daß der Vater die Promotion im Winter, spätestens im Frühling erwarten durfte. Aber statt seine Doktordissertation zu schreiben, trieb er medizinische Studien, widmete einen großen Teil seiner Zeit, neben anderen Freunden, unter denen Weyland, dessen Vater Bürger und einige Jahre Arzt in Frankfurt gewesen und der selbst dort als Arzt auftreten wollte, dem kranken Herder und verliebte sich leichtsinnig in Friederiken, obgleich er bei ruhiger Betrachtung sich sagen mußte, der Vater werde

nie in die Ehe mit einer fremden Landpfarrerstochter einwilligen. Die Briefe, welche damals von Frankfurt nach Straßburg gingen, kennen wir nicht. Freilich entschloß Wolfgang sich zur Entsagung, da er die Heirat wider des Vaters Willen ebenso wenig ausführen konnte wie in Leipzig das Umsatteln, aber des Vaters Hoffnung, daß der als Licentiat heimgekehrte Wolfgang in seiner Vaterstadt sich der Advokatur mit voller Seele unter seiner eigenen thätigen Beihilfe widmen werde, ging nicht in Erfüllung. Ja Frankfurt, wo er nach dem Wunsche des Vaters zum höchsten Ansehen gelangen sollte, war ihm ein Loch, die Juristerei zuwider; statt dem Justinian zu huldigen, feiert er zum Entsetzen des Vaters in dessen Hause den Geburtstag Shakespeares, dessen Schauspiele der kaiserliche Rat nicht weniger verabscheut haben wird, wie es der preußische Heldenkönig Friedrich II. that, ja einige Wochen verwendet er ausschließlich auf die Dramatisierung der Lebensbeschreibung eines deutschen Raubritters, von der er mehrere Abschriften in der Wohnstube anfertigen läßt, und das ehrenvolle Anerbieten der Straßburger Fakultät, ihn zum Doktor zu promovieren, schlägt er rund ab. Lebhaften Anteil nimmt er an der vom Geiste der frischen Gegenwart belebten Frankfurter „Gelehrten Anzeigen“, eilt ein paar Mal nach Darmstadt, wo er sich mit Merck verbindet; dieser kommt auch nach Frankfurt, wo er freilich als ein verständiger, weltgewandter Mann auch vom gastfreien Vater freundlich, von Mutter und Schwester herzlich aufgenommen wird. Statt der römischen und deutschen Rechtsquellen ziehen den jungen Advokaten der athenische Prozeß des Sokrates und die altgriechischen Dichter an, die seine Seele dithyrambisch begeistern. Freilich fügt er sich dem Wunsche des Vaters, ein halb Jahr als Praktikant nach Wetzlar an das Reichskammergericht zu gehen, aber auch hier lebt er in den griechischen Dichtern, in der schönen

Natur, einem studentischen Treiben und der Liebe zu der schon versagten Lotte, die ihn wieder einen schweren Seelenkampf kostet. Aber obgleich er dort den Juristen an den Nagel gehangen hatte, nimmt der Vater den auf einem Umwege mit Merck, dessen Frau und Knaben nach Frankfurt Zurückkehrenden mit aller Freundlichkeit auf und bewirtet die Darmstädter Gäste mehrere Tage, und auch Kestner, der Verlobte Lottens, den der Advokat J. G. Schlosser, der Liebhaber von Goethes Schwester, einführt, ist hier willkommen, ja man wünscht, Lotten selbst zu sehen. Der ernste Vater mußte freilich über die tolle Liebe zur Braut eines Freundes, die noch immer Wolfgang beunruhigte, den Kopf schütteln. Gleich darauf treibt dieser wieder Allotria, während Schlosser, redlich auf die Gründung seines häuslichen Glücks bedacht, um die Hand der Schwester bittet. Nach so vielen Enttäuschungen, die Wolfgang dem Vater bereitet, war es diesem eine Wohlthat, endlich einmal einen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, die Versorgung seiner väterlich geliebten, keineswegs, wie es „Wahrheit und Dichtung" darstellt, von ihm gedrückten Tochter. Am späten Abend des 8. Oktober schreibt Goethe an Kestner: „Unsere beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit, der Vater ist unter höchst billigen Bedingungen zufrieden." Cornelia sollte als Aussteuer 1350 und jährlich die vierprozentigen Zinsen von 10000 Gulden erhalten. Schlossers Anstellung in Karlsruhe stand in sicherer Aussicht; gleich nach dieser sollte die Heirat erfolgen.

Nach wie vor trieb der Bruder die Praxis als Nebensache. Wie scharf sich innerlich der Gegensatz zwischen Sohn und Vater zugespitzt, zeigt eine Äußerung Wolfgangs an Kestner über einen Brief des Vaters, den er in Friedberg erhielt, wo er einiges Geschäftliche zu besorgen hatte. An Kestner, den er eben in Wetzlar besucht hatte, nicht ohne sich wieder an

Lotten berauscht zu haben, schrieb er: „Lieber Gott, wenn ich alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto reiner er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist, er wird immer irdischer und kleiner.“ Es fiel ihm auf, daß sein Vater mit solcher Wichtigkeit um Geschäftssachen und kleinliche Dinge anderer sich kümmere, während ihm selbst die Advokatur zuwider, das Herz so voll war von glühender Liebe zu Lotten. Dabei war er tief in die Begeisterung für die gotische Baukunst, die er als deutsche pries, und in die Bewunderung des Meisters des Straßburger Münsters versunken. Um diese Zeit ließ er den Bogen „Von deutscher Baukunst“ auf seine Kosten drucken, worin er den alten Erwin v. Steinbach in Hamanns mystisch verhüllender Weise feierte. Dem Vater, der nur höchst selten eines bildlichen Ausdrucks sich bediente, mußten die Absicht und der Ton gleich widerwärtig sein. Doch auch dies ließ er ruhig seinen Weg gehen, wenn er anders etwas davon erfuhr. Ärgerlich war es ihm, daß Wolfgang gleich darauf wieder ausriß, um mit Merck einige Tage nach Mannheim der Antiken wegen zu gehen. Aber da dieser durch Geschäfte in Darmstadt zurückgehalten wurde, blieb er in Darmstadt länger. Die Lust zu zeichnen hatte ihn so leidenschaftlich ergriffen, daß er dort wochenlang sich darein versenkte. Und auch als er endlich nach Hause zurückgekehrt ist, lebt er meist in seinen Ideen und Träumen, ja der Advokat nimmt zweimal die Maske eines Geistlichen vor, um Duldung zu lehren und ein paar biblische Streitfragen auf eigentümliche Weise zu lösen. Am 5. Februar 1773 kam Merck auf eine Woche nach Frankfurt; er war dem Herrn Rat ein angenehmer Besuch, wogegen ihm die wilden Frankfurter Genossen, die sich an den Genius hingen, anwiderten. Merck brachte Wolfgang

Abdrücke seines „Briefes des Pastors“ und nahm die Handschrift des „Briefes eines Landgeistlichen“ zum Drucke mit; denn er besaß eine kleine Druckerei im Dorfe Arheilgen. Wichtiger war es, daß er ihn damals bestimmte, endlich die längst beabsichtigte Umarbeitung des Entwurfes zum „Götz“ vorzunehmen und sich über den Druck desselben mit ihm verabredete. Daß nun der Advokat gar von aller Gesellschaft, selbst zu Fastnacht, sich zurückzog und den „Götz“ umdichtete, schien dem Vater Wahnsinn, aber auch jetzt schlug er keinen Lärm. Und gleich nach der Vollendung des „Götz“ wurde Wolfgang tief bewegt durch die endlich erfolgte Heirat Lottens, Herders Abfall von ihm und Merck und die drohende lange Abwesenheit dieses seines besten Freundes, der die Landgräfin nach Berlin und wohl weiter begleitete. Der Rat bemerkte dessen Beklommenheit, die ihn auch bei Tische, wo er gerne Unterhaltung hatte, seine gewohnte Munterkeit vermissen ließ. Es ist eine ganz unrichtige Ansicht, die man nach Falk sich gebildet, daß der Vater von dem dichterischen Schaffen seines Sohnes nichts gewußt, er sah diesen deutlich vor sich, wie er seine Zeit, statt auf sein Fach und Geschäft zu verwenden, an wildfremde Dinge vergeudete. Es heißt nichts, wenn Falk sagt: „Junge Autormanuskripte wurden in angebliche Akten und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpicknick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater danach fragte, [von der Mutter] in ein Handbillet von dem oder jenem Klienten verwandelt.“ Der Vater sah es mit eigenen Augen, wie Wolfgang sich mehrere Wochen ganz zurückzog, um den „Götz“ zu entwerfen, dann um ihn umzuarbeiten, wie Seidel Abschriften davon in seiner Wohnstube machte; er erlebte es, daß Wolfgang wochenlang in Darmstadt hängen blieb und seine Advokatur Advokatur sein ließ, ihm konnte so vieles andere, was wir angeführt haben und noch erwähnen werden,

nicht entgehen, aber er ertrug es, weil er es nicht ändern konnte und immer dachte, Wolfgang werde endlich doch Liebe zu seinem Fache fühlen.

Auch der ungeheure Beifall, den sein „Götz“ fand, konnte den Vater, der einen tüchtigen Juristen aus Wolfgang machen wollte, nicht trösten, ja er mußte fürchten, daß dieser ihm noch mehr die Advokatur verleiden werde. Aber der Herbstbesuch des dänischen Gesandtschaftssekretärs Schönborn, eines recht verständigen und gemütlichen Mannes, der seinen Wolfgang so hoch schätzte, erfreute ihn; die Eltern schlossen mit ihm herzliche Freundschaft. Mitte Oktober kam der endlich als Regierungsrat angestellte Schlosser, um seine Braut abzuholen. Die Weinlese ward jetzt lustiger als je begangen, wenn auch die drohende Trennung dem Bruder das Herz schwer machte. Den 1. November wurde die Hochzeit gefeiert; der Dichter war zu bewegt, als daß er eine dichterische Gabe dazu hätte bieten können. Die zwischen dieser und der Abreise am 14. liegenden Tage waren durch mancherlei Besuche und Geschäfte äußerst unruhig. Der Bruder und die Eltern fühlten sich nach der Trennung sehr vereinsamt. Wie schwer die Advokatur auf ihm lastete, obgleich sie ihm wenig Zeit kostete, verrät uns ein am 15. September ihm entfahrenes Geständnis an Kestner: „Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadtzivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass' es geschehen. So lang meine Kraft [es auszuhalten] noch in mir ist! Ein Riß und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei.“ Das war ein für beide Teile peinigender Zustand, mochte auch Wolfgang seinen Mißmut möglichst verbergen.

Kurz vor dem Ende des Jahres 1773 wurde Vater und Sohn durch die noch nicht erwartete Rückkunft Mercks von der Petersburger Reise sehr angenehm überrascht. Wolfgang

hatte lange nach ihm geschmachtet. Er traf zuerst den Vater allein, den seine mannigfachen lebendigen Erzählungen äußerst anzogen. Mitte Januar 1774 traf die älteste Tochter der Frau v. Laroche mit dem ihr eben angetrauten Gatten, dem Kaufmann Brentano, von der Mutter begleitet, in Frankfurt ein. Aber der von der Vermehrung der Gesellschaft durch die junge reizende Frau erwartete Genuß wurde Wolfgang schon vor dem Ende der ersten Woche durch die Eifersucht des Gatten vergällt, der ihn so schwer beleidigte, daß er schwur, nie mehr die Schwelle seines Hauses zu betreten, bis er selbst ihn darum bitte. Das Unglück der jungen Frau ergriff ihn entsetzlich und machte ihn zu einem schlechten Gesellschafter und Geschäftsmann, es drängte ihn zur Dichtung der lange ihm vorschwebenden „Leiden des jungen Werthers". Wiederum entzog er sich aller Gesellschaft und schrieb in fünf Wochen mit kurzer Unterbrechung den bald alle Welt hinreißenden Roman. Wie oft mag der gute Vater, der noch immer an eine glänzende Advokatur des Sohnes glaubte, den Kopf geschüttelt haben! Und kaum war der Dichter von seinem „Werther" entbunden, für den er zu seinem Verdruß nicht gleich einen zum Drucke bereiten Verleger fand, als seine Farce „Götter, Helden und Wieland" großen Lärm machte. Daß diese namenlose, von verwegenem Humor eingegebene Verspottung von Wielands ganz unbesonnenem Selbstlobe seiner Schöpfungen den Griechen gegenüber von Goethe sei, war ein offenbares Geheimnis. Den Vater verdroß dieser unkluge Angriff eines so hoch angesehenen Schriftstellers, zu dessen Veröffentlichung er sich durch Lenz hatte verleiten lassen, der nicht geruht hatte, bis er ihm die Erlaubnis gegeben, ihn drucken zu lassen.

Wolfgang war indessen mit Lavater in Verbindung gekommen, der ihm meldete, nächstens werde er ein rheinisches

Bad besuchen, und er hoffe ihn in Frankfurt zu treffen. Daraufhin lud er ihn im Namen der Eltern ein, in seinem väterlichen Hause abzusteigen. Der Vater befreundete sich persönlich innig mit dem milden, reinen, rastlos zum allgemeinen Besten wirkenden, wie ein Heiliger von vielen verehrten Manne, und wie unangenehm es ihm auch war, den Sohn von Frankfurt zu entlassen, gern gestattete er nicht allein, daß er im eigenen Wagen ihn nach Ems begleitete, um allein am anderen Tage zurückzukehren, wie sonderbar es freilich aussah, sondern auch daß er im Juli nach Ems ging, um dessen Umgang längere Zeit zu genießen. Als Lavater noch vor Wolfgangs Rückkehr wieder durch Frankfurt kam, trat er Goethes Eltern noch näher. Von Zürich aus sprach dieser für die genossene Bewirtung seine vollste Erkenntlichkeit Goethes Eltern aus. Der Vater erwiderte in einem längeren höchst liebenswürdigen Briefe. „Ich danke Ihnen herzlich für das Viertelstündchen", schrieb er. „Das ganze Blättchen hatte auf mich, auf uns alle eine trostvolle Wirkung. Zufrieden mit unserer Bewirtung. Treuester Freund, wer genügsam ist, dem ist das wenige alles, und wie hätten wir einen edleren Gast aufnehmen können als den, der so leicht zu befriedigen war. ... Uns werden Sie, bewährter Freund, immerhin liebenswürdig, schätzbar und unvergeßlich bleiben. Zweifeln Sie nicht an unserer Teilnahme der von Gott Ihnen zu gewährenden Glückseligkeit und nehmen den gebührenden Dank für die beiden ehrlichen Biedermänner [wir wissen nicht, welche Freunde Lavater an Goethes Haus empfohlen hatte] von dem gütigst an, der sich gehorsamst als Freund und Diener unterzeichnet." Und Lavater blieb der geehrteste Freund des Goetheschen Hauses.

Wolfgang kehrte neu begeistert durch den glühenden Freundschaftsbund, den er mit Fritz Jacobi geschlossen, nach Frankfurt zurück. Aber der titanische Schaffungsdrang, der ihn

jetzt beseelte, konnte dem Vater, der eher eine Beruhigung durch Lavaters zartes Wesen erwartet hatte, nur unbehaglich sein; der Dichter des „Ewigen Juden“ und des „Faust“ paßte sehr schlecht zu der juristischen Kanzlei, in welcher der kaiserliche Rat und ein gewandter Advokatenschreiber die Hauptsache leisten mußten. Auch daß nun das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo“ erschienen war, und zwar unter dem Namen des Dichters, den alle bisher gedruckten Geisteswerke Wolfgangs verschwiegen, gereichte dem Vater nicht zur Freude, wenn es ihm auch lieb sein mochte, daß dieser jetzt einen bezahlenden Verleger gefunden. Glücklicherweise ahnte er nicht, daß sein Sohn einen noch in Spanien lebenden bedeutenden Schriftsteller sich selbst hatte töten lassen; wenig hätte es ihn gekümmert, wenn er erfahren, daß der Neid im „Clavigo“ schon einen Nachlaß von Wolfgangs Dichterkraft witterte. Mit banger Erwartung sah der Dichter dem zur Leipziger Herbstmesse erwarteten Erscheinen „Werthers“ entgegen, da er fürchten mußte, Kestner und Lotte würden, da sie im ersten Buche des Romans vorschwebten, sich verletzt finden. Wie schmerzlich bewegt, wahrhaft unglücklich fühlte er sich, als das mit unsäglichem Beifall aufgenommene Büchlein ihnen ein Stein des Anstoßes wurde! Die Unruhe, in die er darüber geriet, machte ihn zu einem schlechten Tischgenossen des Vaters, dem dazu die Schöngeisterei je länger, je weniger gefiel, auch die im „Werther“ herrschende Gefühlsschwärmerei zum Ekel war. Dagegen schmeichelte es ihm, daß Klopstock, der als großer Dichter allgemein bewundert war, wie wenig er selbst auch dessen reimlose und deshalb ungereimte Gedichte lesen konnte, die in seinem Namen gemachte Einladung in sein Haus annahm. Er freute sich, in ihm einen feinen, wundervoll schön und gewählt sprechenden, Achtung gebietenden Mann zu finden. Freilich war es ihm nicht recht, daß dieser seinen Sohn vergebens hatte nach

Friedberg fahren lassen und ihm bei seiner Abreise auf einige Tage seinen Wolfgang entführte, der ihn bis Mannheim begleiten mußte. Doch auch wenn Wolfgang zu Frankfurt sich befand, war wenig mit ihm anzufangen, da es immer in ihm gährte, stürmte und wogte. Stand er ja nach seinen großen dichterischen Erfolgen noch immer in Zweifel, ob er nicht zum Maler bestimmt sei. Am 19. November fing er bei dem Maler Nothnagel an in Öl zu malen „mit Beugung, Andacht und Hoffnung", da das Schicksal seines Lebens an diesem Augenblicke hänge, wo es sich entscheiden solle, ob sein Genius ihn zum Maler bestimme. Einen der überraschendsten Besuche empfing Wolfgang am Abend des 11. Dezember von dem Hauptmann v. Knebel, dem Erzieher des jungen Weimarischen Prinzen; er führte ihn zu den beiden eben nach Frankfurt gekommenen Prinzen, die seine Bekanntschaft wünschten. Sie luden den Dichter des „Götz" und „Werther" ein, sie in Mainz zu besuchen. Knebel erbat sich Urlaub, um einen Tag noch bei Goethe zu bleiben, mit dem er dann am folgenden bei ihnen in Mainz eintreffen werde. Den Eltern gefiel der schöne, wohlmeinende, fein gebildete Mann gar sehr. Aber ungern sah es der dem Hofwesen nicht gewogene Vater, daß Wolfgang den Prinzen nach Mainz folgte. Als dieser voll von der genossenen Gnade zurückkehrte, konnte er in seinem stolzen reichsstädtischen Selbstbewußtsein ihn nicht dringlich genug in Ernst und Scherz von der Verbindung mit Höfen abmahnen: das war ein Gebiet, auf dem seine Laune unerschöpflich sich zeigte.

Das Jahr 1775 sollte eines der verworrensten und unruhigsten von allen werden, welche Wolfgang und die um ihn besorgten Eltern erlebten. Wir gehen auf das Einzelne dieses mit der Reise nach Weimar endenden Dramas nicht näher ein. Die Lililiebe, die durch die Verwandten der Braut ihm

so verleidet wurde, daß er von Frankfurt floh, dann nach einem Hangen und Bangen von anderthalb Monaten in einer Weise gelöst wurde, die Wolfgang zur Fabel der Stadt machte, und das unverantwortliche stillschweigende Ausbleiben des Weimarischen Kavaliers ärgerte den auf die Ehre seines Hauses haltenden Vater, der sonst so manches in diesem Jahre überstanden hatte und dazu leidend war, ganz gewaltig: um dem Sohne und sich den Schimpf zu ersparen, drängte er selbst Wolfgang zur Reise nach Italien, und es war ihm gar nicht recht, daß die endliche Ankunft des Kavaliers, der so rücksichtslos geschwiegen hatte, diese durchkreuzte, er diesen von Heidelberg zurückkehren und die Reise zum Besuche des kleinen thüringischen Hofes antreten sehen mußte. Als er dort über die festgesetzte Zeit blieb, sich endlich entschied, in die Dienste des Herzogs zu treten, der sich nicht von ihm trennen konnte, ihm innigstes Vertrauen bewies und einen Wirkungskreis anbot, wie er im langsamen Gange der von Parteien zerrissenen Vaterstadt ihn nicht finden konnte, als er die Bastseile zerriß, die ihn so lange an des Vaters Haus und Kanzlei gefesselt: da sah der kaiserliche Rat das ganze Gebäude seiner so schön geträumten Zukunft zerstört, fühlte sich vereinsamt, um sein Glück betrogen, abgestorben für die Welt, wie ein Gespenst, das sein trauriges Geschick an der einst so hoffnungsvollen Stätte betrauert.

Mit starrer Hartnäckigkeit verweigerte er seine Einwilligung zu einem dummen Streiche, wie ihm dieser Schritt schien, der ihm sein eigenes Lebensglück zerstörte. Entschieden lehnte er es ab, einen Kreuzer zu seiner Weimarer Einrichtung zu geben, mochte man ihm auch vorstellen, der Sohn habe ein Recht auf eine gleiche Aussteuer wie die, welche die Schwester erhalten. Derjenige, der ihm den Sohn geraubt, sollte auch für seine Erhaltung sorgen. Anfangs wurden wöchentlich Briefe mit dem Vater

gewechselt, später herrschen die Briefe an die Mutter und die vertraute Freundin Johanna Fahlmer vor. Doch der Groll konnte nicht ewig dauern; die Frauen und der treue Hausfreund Merck wirkten beruhigend, aber sie konnten die Wirkung nicht hemmen, die der tiefe Kummer nach dem vierzehnjährigen Hangen und Bangen auch körperlich auf den Vater ausgeübt. Als der Herzog durch denselben Kavalier, der Wolfgang von Frankfurt abgeholt, am 16. Mai 1776 die Eltern im Namen des Herzogs um die Erlaubnis bat, seinen Sohn unter Beibehaltung der Freiheit, Urlaub zu nehmen und, wenn er wolle, seine Dienste zu verlassen (Goethe hatte mit Rücksicht auf des Vaters Widerwillen gegen jede Hofanstellung diesen Zusatz verlangt), mit einem Gehalt von zwölfhundert Thaler als geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil in seine Dienste zu ziehen, vermochte er nicht länger zu widerstehen. Jetzt war es ihm auch möglich, dem befreundeten Gesandtschaftssekretär Schönborn in Algier zu schreiben, was sich mit diesem „singularen Menschen“ begeben. „Da [im geheimen Conseil] sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch wegen dessen itzigen Amtsgeschäftes in dieser Korrespondenz ablösen und vertreten.“ Wegen der Kleinheit seiner letzten beigelegten Schriften nennt er ihn launig einen andern Colomesius. Er unterläßt nicht hervorzuheben, Weimar werde in kurzem der Sammelplatz vieler schöner Geister sein, von denen er Herder, den einen Grafen von Stolberg und Lenz nennt, die er alle, freilich ohne von ihnen angezogen zu werden, schon in seinem Hause gesehen, zum Teil bewirtet hatte. Besonders aber freut es ihn, daß „der Doktor“ jetzt mit Wieland ausgesöhnt sei und auf dem freundschaftlichsten Fuße stehe. „Und das geht von Herzen.“ Auch über seinen Schwiegersohn Schlosser erklärt er sich vertraulich.

Er könne mit Druckschriften nicht fertig werden. Die schwarzen Männer mit weißen Krägen hätten gegen den zweiten Teil seines „Landkatechismus“ den weltlichen Arm zur Konfiskation gereizt. Merck unterließ nicht herüber zu kommen, durch sein frisches Wesen und seine herzliche Teilnahme Vater und Mutter zu laben. Alle Nachrichten von Weimar freuten den guten Alten, wenn auch der Wurm, daß er ohne den Sohn und sein Zusammenwirken mit ihm sein schönes Haus bewohnen mußte, ihm am Herzen nagte. Da traf ihn im Juni 1777 die jähe Trauerbotschaft von dem Tode der einzigen Tochter. Die Gattin schrieb an Lavater: „Dem kranken Manne mußte ich der Trauerbote sein von der Tochter, die er über alles liebte.“ Wolfgang bat die Mutter: „Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit. Wir sind nur einmal so zusammen.“ Wie tief ihn auch dieser Schlag traf, mit der ihm mit seinem Sohne gemeinsamen, wenn auch bei seinem Mangel an lebendig eingreifender Thätigkeit weniger rasch wirkenden Fassung stellte er sich wieder äußerlich her. Merck sah ihn auf einem Gemälde von Kraus, das den Weimarer Park nebst dem Gartenhause des Sohnes darstellte, als lebhaften Cicerone mit einem Stäbchen alle einzelnen Punkte benennen. Aber er hielt sich mit Gewalt aufrecht, was ihn innerlich angriff, seine Kraft aufzehrte, wenn er auch noch seiner gewohnten Thätigkeit sich hingab. Er fühlte sich körperlich leidend, so daß er den Rat des Arztes in Anspruch nahm, während er früher launig mit Sterne Dr. Diet, Dr. Quiet und Dr. Merry Man für die besten Ärzte erklärt hatte. Jetzt war sein Arzt ein Vetter der Gattin seines Vaters, Dr. Pettmann. Er war so empfindlich, daß das harte Zuschlagen einer Stubenthüre ihn erschreckte. Am 10. Oktober schrieb Goethes Mutter an den vertrauten Diener ihres Sohnes: „Der Herr Rat ist immer noch nicht recht wohl; wir brauchen Medizin, laufen spazieren u. s. w.

Die Jahre kommen freilich, von denen es heißt: Sie gefallen mir nicht.“ Als im Dezember bei Wielands und Mercks Anwesenheit ein festliches Leben im Hause herrschte, das Wieland als casa santa pries, und die auch dem kaiserlichen Rate willkommenen Samstagsmädel seiner Frau das lustige Treiben belebten, war er stiller und anteilloser geworden, wenn er auch zuweilen äußerte: „Das ist schön!“ „Das ist gar schön!“ Im Sommer 1778 hatte sein Haus die Ehre längerer Besuche der Herzogin Mutter Amalia, aber er war schon schwächer geworden und sehr leidend. Als Goethe im August 1779 der Mutter seinen und des Herzogs Aufenthalt in seinem väterlichen Hause ankündigte, wünscht er, daß die Eltern feine und offene Herzen hätten, um dabei Gott zu danken, daß sie ihren Sohn in solcher Weise, zum höchsten bürgerlichen Range erhoben, als vertrauten Freund des Herzogs wiedersähen, aber er muß bedauern, daß „Gott nicht gewollt, der Vater solle die so sehnlich gewünschten, jetzt reifen Früchte genießen, er habe ihm den Appetit verdorben“. Welch ein bitteres, aber schönes, den Wert seiner väterlichen Sorgen anerkennendes Wort! Die Mutter fürchtete, der Greis werde die Freude nicht überleben, aber er hielt sich tapfer, wenn auch die Freude ihn angriff und er sie nicht voll genießen konnte. Er war ein gebrochener Mann. War er schon früher sparsam, aber doch gastfrei und bereit gewesen, für wahren Genuß, besonders für Kunstgegenstände und Bücher, auch das Geld nicht zu schonen, das Alter hatte ihn peinlicher und karger gemacht, es war nicht mehr der kräftige Mann, den der Sohn vor vier Jahren verlassen hatte, wenn er auch schon damals von Zeit zu Zeit litt. Im Januar 1780 weilten der Herzog mit Goethe und Merck wieder im elterlichen Hause; er mag in diesem Winter noch peinlicher und grämlicher geworden sein. Wenn der dreißig Jahre jüngere Merck ihn damals Frankfurter Land-

wein statt des feurigen Rheinweins trinken sah, so mögen dabei Gesundheitsrücksichten, nicht Kargheit zugrunde gelegen haben; auch sein Sohn mußte sich im höhern Alter oft dieses überstarken Weines enthalten. War er damals wirklich geldkarg und freute sich, daß er nicht, wie der Herzog, viel Geld für Gemälde zahlen müsse, so begleitet der Geiz oft die Schwäche des Alters. Als die Herzogin-Mutter im Herbst wieder zwölf Tage sich in Frankfurt aufhielt, war der Vater wirklich krank, doch befand er sich darauf bei der Durchreise des ihm bekannten Weimarischen Kammermusikers Kranz wieder so wohl, daß er am frohen Mahle teilnehmen konnte; er drückte diesem mehrfach die Hände und nahm von ihm den gerührtesten Abschied. Im nächsten Jahre erlitt er einen Schlaganfall, von dem er körperlich sich notdürftig wiederherstellte, aber er blieb geistesschwach. Jetzt überließ er der Gattin die ganze Verwaltung des Hauses und Vermögens; er war meist ruhig, nur die Langeweile machte den an stetige Thätigkeit gewöhnten Mann unzufrieden, ja unleidlich, so daß seine Gattin manches zu seiner Unterhaltung anstellte: so ließ sie die Zimmer erneuern, worüber er kindische, recht dankbare Freude empfand, was einem Geizhalse unmöglich gewesen wäre. Ein zweiter Schlag beraubte ihn aller Bewegung; jetzt war er auch geistesabwesend, bedurfte beständiger Aufsicht, war sich und andern zur Last. Nach längerem Leiden starb er am 25. Mai 1782 ganz unerwartet im zweiundsiebzigsten Jahre. Bestattet wurde er in der Nähe seines Schwiegervaters; die Gattin sollte einst neben ihm ruhen. Der treu und redlich für das Wohl der Seinen besorgte, unablässig thätige, verständige, etwas förmliche und starre, aber ernstwürdige und doch innerlich zarte, dabei freisinnige und echt deutsch gesinnte Mann war durch den Dichterruhm seines reichbegabten Sohnes, der ihm so viele Not gemacht, unglücklich geworden, da dieser Wolfgang Frank-

furt und seinem Hause entführte, wo er ein behagliches Zusammenleben mit ihm, der zu den höchsten Stufen im Regiment seiner Vaterstadt berufen sei, als Glück seines Alters und Lohn seiner unausgesetzten Bemühungen um ihn erwartet hatte. Aber Wolfgang sollte der Welt angehören, kein großer Frankfurter Jurist und Schultheiß werden, sondern als einer der größten Dichter aller Zeiten dem Geschlechte Goethe den strahlendsten Glanz verleihen. Und dazu hatte der Vater durch seine Führung, die ihm die nötige Freiheit gestattete, das Seine beigetragen; denn ein wirklicher Bruch mit diesem hätte des Dichters freie Entwickelung wesentlich geschädigt, die nur ohne gewaltige äußere Kämpfe gedeihen konnte, wie sie Schiller nicht erspart wurden. Danken wir deshalb auch dem Rate Goethe, der ein tüchtiger, selbstbewußter, treu strebender deutscher Mann war, wenn er auch nicht die Geschmiegigkeit seines Vaters besaß; sein Ernst, seine Würde, seine Ausdauer und Rechtlichkeit finden wir im Sohne wieder, gegen den er trotz des ihm eigenen starren Bestehens auf seinem Willen sich so nachgiebig erwies, daß er dem freien Drange der Natur nicht hemmend entgegentrat, obgleich er selbst darunter litt. Auch der Sohn bedauerte es, daß der Kummer, den er dem Vater durch sein Bleiben in Weimar bereitet, das Glück seines Alters zerstörte und ihn die reifen Früchte seiner liebevollen Leitung nicht genießen ließ, was seiner Gattin, die ihn noch sechsundzwanzig Jahre überlebte, in so herrlicher Weise wie wenigen Müttern beschieden war. Lavater bezeichnete den Rat Goethe, als er sein „ziemlich ähnliches Bild in den ‚Physiognomischen Fragmenten‘ brachte, als einen vortrefflichen, geschickreichen, alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vater des großen Mannes“. Möge sein Andenken in Ehren bleiben!

Personenverzeichnis.

Kinder des Zinngießermeisters Herm. Jakob.

Kinder des kaiserlichen Rates J. Kaspar.

Kinder des Dichters Goethe von Christiane Vulpius.

Des Dichters Enkelkinder.

Namensverwandte, deren Verwandtschaft mit dem Frankfurter Zweig nicht zu erweisen ist.

